

Afranischer Bote

Mitteilungsblatt der Fürstenschule Meißen



Herausgegeben von Oberstudiendirektor Hans Kastner, Meißen, Freiheit 13

18. Jahrgang

November 1940

Nummer 2/3

Inhalt: Vortruch. — Zum Gedächtnis der gefallenen Afraner. — Ein Altafraner Träger des Ritterkreuzes. — Aus Lebensläufen und Briefen gefallener Afraner. — Der Griechischunterricht nach den neuen Richtlinien. — Bericht über das Leben der Schule. — Einzug der Sertaner in das neue Heim. — Im Lazarett. — Aus unserer Feldpostmappe. — Afraner erleben Frontberichte. — Afraner im Hilfsdienst. — Jakob Burckhardt: Gedanken über Geschichtliche Größe. — Schwarzes Brett. — Familiennachrichten. — Geschäftliche Mitteilungen.

Der Tod fürs Vaterland.

Du kömmt, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal,
wo fed herauf die Bürger dringen,
sicher der Kunst und des Arms, doch sicher

Römmt über sie die Seele der Jünglinge,
denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
und ihre Vaterlandsgefänge
lähmen die Knie den Ehrelosen.

O nehm mich, nehm mich in die Reihen auf,
damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben, leb' ich nicht; doch
leb' ich, zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,
fürs Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu euch,
ihr Teuern! komm' ich, die mich leben
lehrten und sterben, zu euch hinunter!

— — — Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir ist,
Liebes! nicht einer zuviel gefallen.

Hölderlin.

Zum Gedenken!

Für Führer und Reich fielen in den letzten Monaten auf dem Felde der Ehre die Altafraner:

Christian Häselbarth, Dr. jur., Rechtsanwalt Afraner 1918—1924	Juni 1940
Joachim Frhr. von Finck, Leutnant und Kompanieführer Afraner 1926—1933	Juni 1940
Rudolf Görne, Erbhofbauer Afraner 1927—1933	Mai 1940
Hans-Jochen Schulze, Feldwebel und O.A. Afraner 1932—1937	Juni 1940
Reinhard Peter Afraner 1936—1938	Juni 1940
Wolfgang Klinger, Fhj.-Unteroffizier und O.A. Afraner 1934—1939	Mai 1940

Ἐνθύστατον μὴ λέγε τοὺς ἀγαθοὺς.

Ein Altafraner Träger des Ritterkreuzes.

Oberleutnant und Staffelfkapitän Wilhelm Rößiger
Afraner 1927—1933.

Am 28. Oktober wurde uns durch Rundfunk bekannt, daß Oberleutnant Wilhelm Rößiger auf Vorschlag des Reichsmarschalls Göring vom Führer mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden ist. Der „Freiheitskampf“ gibt in der Nummer vom 30. Oktober folgende Würdigung des tapferen Offiziers:

Oberleutnant Rößiger hat sich als Staffelfkapitän eines Kampffliegerschwaders ausgezeichnet und konnte einen Erfolg von ganz außergewöhnlichem Ausmaß erzielen. Er führte einen Angriff auf ein englisches Flugzeugwerk durch und erzielte mehrere Volltreffer in den ausgedehnten Montagehallen des Werkes, die die Zerstörung und Vernichtung eines der wichtigsten Werke der feindlichen Flugzeugindustrie herbeiführten. Wilhelm Rößiger wurde am 12. September 1913 zu Altona-Edelstedt als Sohn eines Kaufmannes geboren. Er besuchte die Realschule in Freiberg und Meissen und erlangte auf der Fürsten- und Landeschule zu Meissen das Reifezeugnis. Im April 1935 trat er in die Marineschule Flensburg-Mürwik ein, wurde im April 1936 zum Fähnrich ernannt und am 1. Oktober 1936 zur Luftwaffe versetzt. Am 20. April 1937 wurde er zum Leutnant befördert, erhielt eine Ausbildung als Kampffliegerschwadronenführer und wurde Ende 1937 in ein Sturzkampffliegerschwader versetzt. Am 1. September 1939 wurde er zum Oberleutnant befördert und im Juli 1940 zum Staffelfkapitän ernannt.

Mit besonderem Stolz hört die Fürstenschule zu Meissen von der hohen Auszeichnung Oberleutnant Rößigers, ist doch dieser vorbildliche Soldat von 1927 bis 1933 ihr Schüler gewesen. Er war seinerzeit von Freiberg, wo seine Mutter als Witwe heute noch auf der Dammstraße 37 wohnt, nach Meissen gekommen und wohnte im Internat der Anstalt. Seine alten Lehrer erinnern sich mit Freude des draufgängerischen und wegehaltigen Schülers, der unter seinen Mitschülern als ausgezeichnetster Kamerad galt. Schon in früher Jugend bekannte sich Rößiger begeistert zur Idee Adolf Hitlers, gründete in der Kampfzeit im stillen eine Schulzelle der HJ. und trat auch als Führer des damaligen NS.-Schülerbundes hervor. Er war es auch, der an der Fürstenschule den Frühspor einführte. Durch seine jetzt vom Führer belohnte Tapferkeit wird er unter den vielen hervorragenden Männern, die aus der Meißner Fürstenschule hervorgingen, einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Aus Lebensläufen und Briefen gefallener Afraner.

Lebenslauf des Altafraners Rudolf Görne.

Mitgeteilt von Herrn Arthur Görne, dem Vater des Gefallenen.

Arthur Rudolf Görne wurde am 27. Dezember 1913 in Naustadt bei Wisdruff geboren. Er verlebte im Kreise seiner Geschwister eine sonnige Jugendzeit. Zuerst besuchte er die Volksschule in Naustadt, dann das Franziskanerum in Meißen, von Ostern 1927 bis 1933 die Fürstenschule in Meißen. Nach bestandnem Abitur ging er in die Landwirtschaft. Nach zweijähriger Lehrzeit berief ihn ein Onkel als Unerbe auf seinen Hof nach Dobritz. Im Herbst 1937 erhielt er bei einem Inf.-Batl. seine militärische Ausbildung. Am 27. August 1939 wurde er zu den Fahnen einberufen und kam zunächst nach Polen. Im Herbst 1939 kam er an die Westfront. Er machte den siegreichen Vormarsch der deutschen Truppen mit und fiel im Mai 1940 in Belgien für Führer und Vaterland.

Lebenslauf des Altafraners Wilhelm Eberlein.

Nach Mitteilungen von Frau Käthe Eberlein, der Mutter des Gefallenen.

Friedrich Wilhelm Eberlein wurde am 13. September 1913 in Meißen geboren. Nach Besuch der Volksschule und der Unterklassen des Meißner Realgymnasiums trat er 1927 in die Fürstenschule Meißen ein. Nach bestandnem Abitur 1933 arbeitete er ein halbes Jahr als Maurerlehrling bei Baumeister Fiedler in Nossen, um dann im Herbst an der Technischen Hochschule in München Hochbau zu studieren. In München wurde er aktiv beim Corps Isaria. Nach dreifemestrigem Studium, in dessen Verlauf er an Wehrsportlagern und am S.L.-Dienst teilnahm, leistete er ein halbes Jahr Arbeitsdienst in Nossen und in Meißen ab. Anschließend diente er ein Jahr freiwillig bei den Pionieren und wurde in den folgenden Jahren mehrfach zu Reserveübungen eingezogen. Nach Arbeitsdienst und Militärzeit kehrte er an die Hochschule, und zwar nach Dresden, zurück. Dort bestand er auch die Vorprüfung. Ein Semester vor der Abschlussprüfung wurde er als Feldwebel d. R. Ende August 1939 zu seinem Truppenteil eingezogen.

Am Polensfeldzug nahm seine Einheit, von der Slowakei aus nach Norden vorgehend, teil und kam dann nach dem Westen. Im Januar 1940 wurde Wilhelm Eberlein zum Leutnant befördert. Vom 10. Mai 1940 an nahm er am Vormarsch durch Holland nach Belgien in vorderster Linie teil. Beim Brückenbau an einem Kanal traf ihn schon Mitte Mai die tödliche Kugel.

So starb dieser gütige Mensch mit heller Kampfbegeisterung für sein Vaterland. Noch am 13. Mai schrieb er nach Hause: „Habt keine Angst um

mich — es ist eine ‚gute Sache‘ für die wir kämpfen . . . Euer Wilhelm, der jetzt Großes erlebt!“

Seine eigenen Worte zeigen wohl am deutlichsten, wie er als deutscher Mensch und Soldat fühlte und dachte. So einfach wie seine letzten Worte war sein Charakter. Er war immer gütig und hilfsbereit gegenüber allen Menschen und voll rührender Fürsorge für seine Mutter und Schwester. So ist sein Tod nicht nur für seine Familie der härteste Schlag, sondern auch viele andere verloren mit ihm den treuen Freund und guten Kameraden.

Lebenslauf des Altafraners Wilhelm Franke.

Mitgeteilt von Herrn Rechtsanwalt Dr. Franke, dem Vater des Gefallenen.

In weitem Abstände von seinen drei Geschwistern wurde Wilhelm Adolf Franz Franke am 2. Januar 1919 als zweiter Sohn des Rechtsanwalts und Notars Dr. jur. Georg Franke und seiner Frau Käthe geb. Endler in Meißen geboren. Seine erste Schulausbildung erhielt er in der Meißner Volksschule. Ab Ostern 1929 besuchte er das Meißner Realgymnasium. Ostern 1932 bestand er die Aufnahmeprüfung an der Fürstenschule St. Afa, in deren Alumnat er als Inhaber einer von-Schönbergischen Freistelle einrückte. Mit Lust und Liebe gehörte er vorher dem Christlichen Verein junger Männer an, mit dem er schöne Sommerfahrten, insbesondere 1931 nach Wermsdorf, unternahm. Jugendfreunde waren ihm seine Schulkameraden Wiese, Langhammer und Streckfuß. Sie blieben auch auf Afa seine Freunde. Zu ihnen gesellten sich hier von Hopffgarten und dessen Vetter von Trübschler. Gut veranlagt und für die Wissenschaften interessiert, nahm er in seiner Klasse bald den ersten Platz ein. Er verließ Afa als primus omnium. Im letzten Schuljahre packte den Empfindsamen, der für die Zeit nach dem Schulabgange die längere Trennung vom Elternhause durch den Arbeits- und Heeresdienst vorausah, übermächtig die Sehnsucht nach Hause; und so verließ er als Primaner das Internat, um noch so lange als möglich das Elternhaus genießen zu können, an dem er mit größter Liebe hing. Darüber vernachlässigte er nicht seine Freunde, denen er stets ein guter Kamerad blieb. Sich mit seinen guten Leistungen über sie zu erheben, lag dem jedem Strebertum Abholden fern. Von seinen afranischen Lehrern begeisterte ihn besonders Studienrat Winter. Ihm nachzueifern, gleich diesem ein tüchtiger Altphilologe und Lehrer zu werden, nahm er sich vor. Bei seinem eigenen Lebrtalent und seiner Gründlichkeit hätte er, dem niemand etwas vormachen konnte, auch ein tüchtiger Lehrer werden können. Erst während des Krieges trat er dem Gedanken näher, dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, Jura zu studieren. Seine Lehrer schätzten, wie sie nach seinem Tode den Eltern schrieben, „die guten Anlagen und das Wesen des hochbegabten, für wissenschaftliche Fragen aufgeschlossenen Schülers, des tüchtigen Menschen, der zu hohen Hoffnungen berechnete und seine Gaben auch im Zivilberufe würdig seiner militärischen Leistung und Einsatzbereitschaft eingesetzt und in seinem Berufe einmal Tüchtiges geleistet haben würde“.

Nach dem Abiturium Ostern 1937 trat er in Schirgiswalde in den Arbeitsdienst und Anfang November 1937 als Freiwilliger bei der motorisier-

ten Abteilung eines Artillerie-Regiments ein. Freudig verrichtete er seinen Dienst. Reich an großen Erlebnissen war seine Dienstzeit. Mit seiner Abteilung rückte er zur Angliederung Österreichs mit in die Ostmark und später zur Befreiung des Sudetenlandes dort ein. *) Als zur Neubildung eines Grenz-Artillerie-Regiments Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften dahin abgegeben wurden, kam auch er dorthin. Fiel ihm auch der Abschied und die Trennung von seinen Eltern und Meißen schwer, so lebte er sich doch bald in der neuen Garnison und im neuen Regiment ein und fühlte sich sehr wohl. Jeden freien Sonntag benutzte er zu Radpartien zum Rhein und ins Moseltal. Ein großer Freund der Natur, schrieb er begeistert von ihrer Schönheit. Auch Kunstgenüsse, besonders die im Theater in Saarbrücken, gönnte er sich öfters. Dabei war er sehr sparsam. Er rauchte nicht und trank wenig. So konnte er von seinem Solde sogar zurücklegen, um davon sich später etwas Besonderes zu leisten, besonders aber um anderen etwas zuwenden zu können. In letzterer Beziehung war er nicht knauserig. Ihm war es Herzensbedürfnis, anderen Freude zu bereiten und sie zu beschenken. Mit zärtlicher Liebe hing er an seiner Mutter. Keinen Muttertag ließ er vergehen, ohne ihr Blumen zu schicken. Nicht minder liebte er seinen Vater und seine Geschwister, namentlich seinen Bruder Gerhard und dessen Frau und Kinder.

Als in Polen die eisernen Würfel fielen und dort mancher seiner Schulkameraden eingeseht wurde, war er traurig, im Westen noch lange nur in Bereitschaft liegen zu müssen. Nur anfänglich hatte er sich an kleineren Grenzunternehmungen als Angehöriger eines Vermessungstrupps zu beteiligen. **) Am 10. Mai 1940 schlug auch seine Stunde. Inzwischen zum Unteroffizier befördert, durcheilte er mit seiner Truppe Luxemburg und Belgien und kam nach Frankreich. Er kämpfte mit vor Vouillon und Sedan. Vor Amiens war er im Mai das letzte Mal mit eingeseht. Mit dem Vermessungstrupp den Batterien vorausgehend, vermaß er die Feuerstellung und begab sich gegen Abend in Ausführung eines ihm erteilten Befehls, im Dorfe Labouffoye befindliche französische Gefangene abzutransportieren, in Begleitung eines Gefreiten dahin. Da kamen feindliche Flieger, die den Ort mit Bomben belegten. Eine fiel vor ihm nieder. Sie zerriß seinen Begleiter. Ihre Splitter drangen in sein Herz, seinen Hals und seine Beine. So ereilte ihn rasch der Soldatentod. Unter militärischen Ehren wurden er und seine mit ihm gefallenen Kameraden begraben. Über sein Grab wurde eine Ehrensalve geschossen. Sein Vorgesetzter und seine Kameraden rühmen ihn als „guten Kameraden, in dem sie nicht nur einen ausgezeichneten Soldaten, sondern auch einen Menschen verloren, der ihnen durch seine Fröhlichkeit viel gab“, und als „einen ihrer besten Unteroffiziere“. Einen Tag nach seinem Heldentode sollte er zum Wachtmeister befördert werden.

*) Über das hierbei Erlebte verfaßte er einen Bericht, den er auf das Preis-ausschreiben an die Pressegarupe des Oberkommandos der Wehrmacht einreichte und den wir im Boten (Jhrg. 1938, Heft 3) veröffentlicht haben.

**) Nur ein Brief vom 21. September 1939 erzählt von dem anfänglich dabei Erlebten. Tagebuchaufzeichnungen oder Briefe über das, was er fernerhin durchmachte, schrieb er befehlsgemäß leider nicht, so daß wir nur auf seine Erzählungen bei seinem Silvesterurlaub 1939 und auf die Mitteilungen seiner Kameraden angewiesen sind. Über die ersten Tage in Frankreich schrieb er nur zwei kurze Karten. Brief und Karten sind am Schluß des Lebenslaufs abgedruckt.

Wie lieb ihn alle, die ihn kannten, gehabt haben, beweisen die Briefe seiner Bekannten und Freunde. Auch seine Quartierwirte im Hunsrück hatten ihn sehr lieb gewonnen. Er war eine gerade, lautere Natur, abhold jedem falschen Schein und Feind jeder Gemeinheit, ein allzeit fröhlicher Mensch. Sein kindlich heiteres Wesen hat er sich bis zuletzt bewahrt.

Am 21. September 1939.

Ihr lieben Eltern!

Gerade, als ich heute früh an Euch zu schreiben anfangen wollte, erhielt ich wieder einmal den angenehmen (weil abwechslungsverheißenden) Befehl, eine neue Feuerstellung zu vermessen. . . . Wir liegen mit unserem Stabe in einem Walde bei Hülzweiler bei Saarlautern. Bei uns ist außer in kleinen Grenzgefechten mit MG., Gewehr- und Leuchtmunition noch nicht geschossen worden. So traten auch wir noch nicht in Aktion außer als Zuschauer bei den nun einmal schon seit langem häufigen Luftkämpfen zwischen Engländern oder Franzosen einerseits und unseren Jägern oder der Flak andererseits. Aber merkwürdigerweise donnert es oft, besonders um uns in den angrenzenden Abschnitten, sehr, meist nachts, aber auch oft am Tage. Es ist nun nicht immer so, daß da ein Artilleriekampf ist, sondern manchmal ist es eben irgendeine Sprengung unserer Pioniere oder gar eine Mine in dem verseuchten Gebiet jenseits der Saar. Es ist so, daß jenseits der Saar alles gespickt ist mit diesen fatalen Dingen: Wenn ein Franzose gemütlich auf der Straße geht, heben ihn plötzlich zehn Kilogramm Dynamit in die Lüfte; will er in ein Haus, so fährt ihm ebendasselbe wie ein Blitz entgegen; geht er auf den Lokus, so wird ihm dort entsprechend gelüftet; legt er sich ins Bett, so bestimmt nicht lange gemütlich, usw. usw. Dazwischen flitzen und schlängeln sich nun unsere Aufklärungstruppen, die Grenzwacht und die vorgeschobenen Beobachter der Artillerie herum. So ist es auch zu erklären, daß laut Heeresbericht ein Angriff der Franzosen bei Saarbrücken in den Minen stecken blieb. Nun möchte man nur beinahe wünschen, daß die Kerle auch wirklich kommen. Jetzt dachten nun die Franzosen bei uns, sie wären ganz schlau: Sie trieben ihr sämtliches Vieh über die Grenze, um die Minen zur Entzündung zu bringen. Es gelang auch anfangs ganz gut; denn Hühner, Tauben, Schweine, Ziegen, Schafe und Kühe haben die scheinbar sehr reichlich drüben. Dann aber wurde einfach alles Viehzeug erschossen, so daß Augenzeugen erzählen können, die Felder glichen einem Schindacker. Ich selbst war leider noch nicht dort vorn, weil mich meine Arbeit hier ziemlich in Anspruch nimmt. So konnte ich also auch noch nicht mit eigenen Waffen etwa geschlagen werden.

Was nun meine Arbeit und Tätigkeit betrifft, so bin ich Zeichner und Rechner in der Abteilung und nebenbei auch verantwortlicher Artillerie-Vermessungsmann. Als Zeichner und Rechner lebe ich mit einem gewissen Donath zusammen, einem 24jährigen Kartographen aus Dresden. Wir leben in vollendeter Kameradschaft in unserem Stabszelt ganz für uns. Wir haben nun zunächst den Plantisch zu betreuen, einen großen rechteckigen Tisch, auf dem koordinatenmäßig die Feuerstellung und alle Zielpunkte und Feuerräume eingetragen sind. Wir überwachen mit unserem Tische das Feuer der einzelnen Batterien und leiten es bei zusammengefaßtem Feuer

nach unseren Eintragungen, d. h. natürlich, wir helfen in all diesem dem Adjutanten, dem wir unmittelbar unterstehen. Gibt es da schon viel zu tun, auch in Ruhestellungen wie jetzt, so haben wir auch noch die Aufgabe, besondere Eintragungen auf Einzellkarten für die verschiedenen Aufgaben der Offiziere zu machen, so eine Lagekarte für Adjutant, eine Zielpunktkarte für Stab, eine Fernsprechlinienkarte für Nachrichten-Offizier usw. Außerdem gehen über uns sämtliche taktischen Meldungen der Batterien und Befehle der Abteilung. Daneben aber bin ich nun auch noch *WZ*-Mann, da unser Führer jetzt als *Art.-Verbindungs*-kolonnen-Offizier tätig ist und die anderen *WZ*-isten dem Scherenfernrohr-Unteroffizier beim Beobachten helfen. Wenn also nun eine Batterie eine neue Wechselstellung erkundet hat, was gerade bei uns in der Verteidigung von größter Wichtigkeit ist, so laufe ich meist mit Personenkraftwagen ab und vermesse die Stellung. Darauf bauen sich dann die Kommandos bei unserem indirekten Schießen auf; denn aus den Koordinaten der Feuerstellung und denen des Zieles kann man unter Berücksichtigung noch dazu der inner- und außerbalistischen Einflüsse, wie Wind, Luftgewicht, Geschossgewicht, Pulvertemperatur usw., das Kommando ja errechnen. Ihr seht also, es ist der richtige Posten für mich, schon allein wegen der Art der Arbeit wie auch wegen des Vorteils, in alles einen ziemlichen Einblick zu haben. Ich denke mit Grausen in dieser Beziehung an das erste Dienstjahr und die Vorsorgen für das zweite Dienstjahr, etwa als Fernsprecher wieder ziemlich stur im Gelände zu sitzen. Aber ich will nichts dagegen sagen! Denn ein jeder tut dort seinen Dienst, wo er hingestellt ist.

Postkarte vom 14. Mai 1940.

Liebe Eltern! Lange konnte ich Euch nicht mehr schreiben; doch Ihr könnt es Euch ja bestimmt denken, warum. Heute nun sollt Ihr Euch nicht mehr um mich sorgen. Denn ich lebe noch. Und zwar geht es mir ausgezeichnet, tausendmal anders und zwar besser, als ich es mir für diesen Fall jemals erdacht hatte. Die Fahrt durch Luxemburg und Belgien ein großartiges Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Ich selbst bekam nie den Feind zu sehen, wenn nicht Gefangene. Gestern und heute waren nun Kampftage, deren Einzelheiten nicht zu schildern sind. Ich hätte dabei nie gedacht, daß wir die Befestigungslinie in zwei Tagen würden durchbrechen können. Unsere Luftwaffe beherrscht vollkommen die Luft. Flak ist ganz tadellos, großartig die Infanterie und die Pioniere! Auch wir haben nicht geschwiegen....

Postkarte vom 17. Mai 1940 (das letzte Lebenszeichen von ihm!).

.... Es geht mir auch weiterhin ganz herrlich. Alles trägt überhaupt dazu bei, meine Stimmung zu heben: das herrliche Wetter, unsere großen Erfolge, wie auch unser großes Planen. Es ist mir fast unvorstellbar, jetzt auf französischem Boden zu liegen und an Euch zu schreiben. Nie hätte ich

doch an derartige Erfolge geglaubt in so kurzer Zeit. Ihr müßt die Gefangenen, hier meist Mittelfranzosen, sehen, wie geschlagen die sind! Immer wieder sehen wir Stellungen, die in aller Hast verlassen waren, die Geschütze noch geladen, die Munition bereit, die *MG*s und die Gewehre noch gebrauchsfertig. Es muß eine Panik sein unter den Kerlen! Immer reden sie entsetzt von unseren Panzern und Fliegern (*Stukas*). Und auch wir haben nicht geschwiegen, sogar sehr gut geschossen, was an höchster Stelle anerkannt worden ist. Wissen möchte ich nur, wo die französische Luftwaffe und Artillerie sind, die sich beide nur ziemlich wenig betätigen, letztere meist nur gegen Infanterie, ganz selten hinter zu uns. Ein Bild der Gesamtlage kann ich mir schwer machen, meine aber, man hat doch allen Grund, recht zuversichtlich zu sein. Und darum bitte ich Euch auch, im ganzen wie auch meinetwegen.

Lebenslauf des Altafraners Hans-Jochen Schulze.

Nach Mitteilungen von Herrn Bürgermeister a. D. Johannes Schulze, dem Vater des Gefallenen.

Hans-Jochen Schulze wurde im Gemeinde- und Schulhaus zu Grumbach bei Wilsdruff am 30. September 1918 als Sohn des damaligen Gemeindevorstandes Johannes Schulze und seiner Ehefrau Gertrud geb. Gleißberg geboren und verlebte seine Kleinkind- und Spielzeit in dem schönen Landort Grumbach, oft in Gemeinschaft mit seinem späteren Klassenkameraden Felix Luthardt (Jhr. 1930—1937). 1924 übersiedelte er mit seinen Eltern und seiner Schwester nach Geising im Erzgebirge, wo er von Ostern 1925 bis Ostern 1929 die Volksschule besuchte. Er war der Sonnenschein in unserem elterlichen Hause und ist es geblieben bis an sein frühes Lebensende. Nach zweijährigem Besuch des Realgymnasiums in Meißen bezog er Ostern 1931 als Quartaner die Fürsten- und Landesschule zu Meißen. Hier erhielt er die Bildung, die seiner charakterlichen Veranlagung entsprach und für die wir als Eltern immer dankbar sein werden. Er hatte schon im Franziskanerum den Weg zu unserem Führer Adolf Hitler gefunden. Er wurde Kameradschaftsführer der *HJ.* und Träger des goldenen Ehrenzeichens der *HJ.* Ostern 1937 verließ er mit dem Reisezeugnis St. Afra mit dem Wunsche, die Offizierslaufbahn zu beschreiten. Er wurde zunächst zum Arbeitsdienst nach Tiefenau einberufen und nach Erfüllung dieser Dienstpflicht am 2. November 1937 als Fahnenjunker bei einem Infanterie-Regiment eingestellt und wurde am 1. August 1938 zum Unteroffizier befördert. Dann nahm er am Einsatz im Sudetenland teil und erhielt die Medaille zur Erinnerung an den 1. Oktober 1938. Nach einer Erkrankung wurde er im Operationsgebiet der Westfront eingesetzt. Als Feldwebel war er vom 11. Mai 1940 ab beim Vormarsch durch Belgien und Frankreich beteiligt, sowie beim Einsatz bei Corbie und Baur sur Somme und bei den Kämpfen zwischen Somme und Avre. Bei den Kämpfen an der Dife erhielt er noch das *E. K.*, fiel aber leider beim Angriff durch feindlichen Artillerie-Überfall im festen Glauben an den deutschen Sieg für Führer und Vaterland. Er wurde mit noch sechs seiner Kameraden im Juni 1940 mit allen militärischen Ehren beerdigt. Sein Wahlpruch war nach dem Sinne seiner

letzten Feldpostbriefe: „Deutschland wird leben, und wenn wir sterben müssen.“

Seine Feldpostbriefe zeigen, daß Hans-Jochen Schulze ein tapferer Soldat war und sich mit Hingabe aller seiner Kräfte für Führer und Vaterland einsetzte. In einem seiner letzten Briefe (Anfang Juni 1940) schreibt er: „Am 27. Mai haben wir einen feindlichen Großangriff abgewiesen und dabei den Krieg mit all den zur Verfügung stehenden Mitteln kennengelernt. Dabei ist uns aber auch nichts erspart geblieben. Von diesem feindlichen Angriff meldet auch der DRW.-Bericht vom vorigen Dienstag. Für mich war dieser Tag wohl der Glückstag meines Lebens. Um mich nur feindliche Granateinschläge, und ich mit einem Kameraden, mit dem ich jetzt auf Leben und Sterben verbunden bin, mitten darin und nach dreistündigem Gefecht noch immer wohlbehalten und unverfehrt. Ich bin stolz, sagen zu können, mit welcher Ruhe und Zuversicht ich das ertragen habe, so gut, wie ich es mir vorher selbst nicht vorgestellt habe. Ja, mein Zugführer und ich, wir haben dabei noch gelacht und waren uns klar darüber, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.“

Briefe des Kompanieführers und des schon längere Zeit mit ihm kameradschaftlich verbundenen Hauptfeldwebels rühmen Treue und Pflichtbewußtsein und die Kameradschaftlichkeit des jungen Soldaten. Sein Hauptfeldwebel schreibt: „Ihren Sohn, meinen lieben Hans-Jochen, kenne ich schon von Plauen her. Er ging während seiner Ausbildung durch meine Schule . . . Sein Auftreten, seine äußere und innere Haltung, seine Gefühle waren edler Art . . . Seinen Untergebenen war er immer ein gerechter, fürsorglicher und immer bereiter Vorgesetzter. Sein Zug ging für ihn durch stärkstes Feuer. Kann man sich als Vorgesetzter etwas Schöneres wünschen, als zu wissen, jederzeit seine Pflichten gewissenhaft und richtig ausgeführt zu haben? So war Ihr Hans-Jochen . . . Er starb in treuester Pflichterfüllung, getreu seinem Fahneneid. Ich werde ihn nicht vergessen.“

Lebenslauf des Altafraners Reinhard Peter.

Mitgeteilt von Herrn Universitätsprofessor i. R. Dr. Peter,
dem Vater des Gefallenen.

Reinhard Karl Hermann Peter wurde am 30. Juli 1920 in Greifswald als Sohn des Universitätsprofessors Karl Peter und seiner Ehefrau Hertha geb. Reinhard geboren. In fröhlicher Jugend wuchs er in der von Wald und See umgebenen Kleinstadt auf. In seiner Vaterstadt besuchte er die Volksschule und das Gymnasium. Ostern 1936 wurde er in die Obersekunda der Fürstenschule aufgenommen, die er Ostern 1938 mit dem Zeugnis der Reife verlieh, ehrlich bedauernd, daß es ihm durch Fortfall der Oberprima nur vergönnt gewesen war, nicht länger als zwei Jahre Aftaner zu sein. Denn wenn ihm anfangs auch das Einleben in die seit Jahren geschlossene Klassengemeinschaft nicht leicht wurde, so hatte er doch bald Freunde gefunden, denen er bis zu seinem Tode die Treue hielt. Tief beeindruckt hatte ihn die schöne Feier, die die Schule zum 100jährigen Geburtstag seines Großvaters, des Altrektors Peter, im September 1937 abgehalten hatte. Lehrer und Schule verehrte er sehr hoch; bei jedem Besuch in Meißen war sein erster Gang zur Fürstenschule.

Nach Ableistung des Arbeitsdienstes trat Peter im Herbst 1938 freiwillig bei einer Nachrichtenabteilung ein und wurde ein begeisterter Soldat. Mit seiner Truppe nahm er am Einmarsch ins Sudetenland und am Polenkrieg teil. Lange Monate lag er dann im Westen in Ruhe, bis auch für seine Abteilung der Vormarsch begann. Durch Luxemburg und Belgien ging es nach Frankreich. Doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, den Siegeslauf des Heeres durch Frankreich bis zum Schlusse mitzumachen. Schon Anfang Juni 1940 wurde er bei einem Bombenangriff durch englische Flieger südlich Amiens mit fünf Kameraden verwundet. Die Verletzungen stellten sich im Lazarett als schwerer heraus, als es anfangs den Anschein gehabt hatte; ihnen ist er am 18. Juni im Kriegslazarett Lens erlegen. Bis zuletzt nahm er hoffnungsfreudig teil an den großen Ereignissen an der Front und war auch im Lazarett Soldat: Im Fieber redete er immer vom Dienst. Ohne zu wissen, daß er nicht mehr erwachen würde, ist er sanft entschlafen. Sein Kompaniechef und seine Kameraden schildern ihn als tapferen, einsatzfreudigen und hilfsbereiten Soldaten.

Schon frühzeitig zeigte Peter eine ungewöhnliche Begabung für Naturbeobachtung. Den kleinen Knaben lockte bereits im Morgengrauen die Liebe zur Vogelbeobachtung auf den Wall, wo er Füttern und Morgenarbeit seiner Lieblinge verfolgte. Selbständig wählte er sich zwei Teilgebiete aus der Zoologie. Das eine war das Studium der Gewölle von Eulen und Tagraubvögeln, die er sehr fleißig sammelte. Mit erstaunlicher Geduld präparierte er aus ihnen die Skelettreste von Wirbeltieren heraus und bestimmte sie fast ausnahmslos selbst. So hat er z. B. aus einem Großfund von Gewöllen der Schleiereule nicht weniger als 4564 Skelettstücke, meist Schädel, isoliert. Auch auf der Fürstenschule fand er Zeit, zwei Jahre lang täglich die Gewölle eines auf einem Baume im Hofe sitzenden Waldkauzes zu sammeln, aus denen er 268 Schädel und Schnäbel auslöste. So konnte er seinen Vater mit einer Arbeit „Untersuchungen an Eulengewöllen. Ein Beitrag zur Kleinsäugerfauna Pommerns“ überraschen. Sie wurde in den Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Neuvorpommern und Rügen veröffentlicht, und ihr reicher Inhalt sowie die exakte Behandlung haben lobend Eingang ins Schrifttum gefunden. Ein zweites Arbeitsgebiet waren die Libellen. Peter hat eine beachtliche Sammlung der in und um Greifswald vorkommenden Arten zusammengestellt, die er auch wissenschaftlich faunistisch bearbeitete. Seine Notizen und Listen sollen vervollständigt noch ihre Veröffentlichung finden.

Somit hat der Krieg mit dem jungen Leben auch eine Hoffnung der Wissenschaft begraben. Seine Eltern und Geschwister trauern um den liebevollen Sohn und Bruder, Verwandte und Freunde um den allzeit fröhlichen Enkel, Neffen und Kameraden.

Über Reinhard als Soldaten schreibt sein Kompanieführer Oberleutnant Braunck:

„Die Stunden und Tage damals am Ardennenkanal waren nicht leicht. Der Franzose versuchte dauernd, über den Ardennenkanal vorzustoßen, den wir nur mit schwachen Kräften halten konnten. Meine Fernsprecher waren dauernd unterwegs, um die Leitungen wiederherzustellen, die unter dauerndem Artillerie- und MG.-Beschuh lagen. Besonders schwer hatte es hier der

Zug Dösterwald, dessen Soldaten nur mit Mühe und Not mancher unangenehmen Situation entgehen konnten . . . Alle, aber auch alle waren mit einer hingebungsvollen Begeisterung bei der Sache, und Ihr Sohn Reinhard, ja, der photographierte auch noch seelenruhig dabei. Und das war es, was wir neben seinen guten soldatischen Eigenschaften so sehr schätzten, daß er uns allen mit seinen schönen und guten Photos immer so viel Freude bereitet hat . . .

Ich sehe noch heute einen Fernsprechrupp, zu dem auch Ihr Junge gehörte, in einer Nacht eine Leitung über eine Brücke in Amiens bauen, die das Ziel der feindlichen Bombenflieger war und in deren Nähe dauernd Bomben detonierten. Aber keiner ließ sich aus der Ruhe bringen.“

Reinhard selbst hat nie über sich geschrieben, konnte auch nichts von den Kampfhandlungen berichten. Die Sätze, die ich aus seinen Briefen wiedergebe, muten daher friedensmäßig an. Sie zeigen aber, daß er immer ein offenes Auge behielt, sich freute, wenn er seine lieben Vögel beobachtete konnte, und die kleinen Genüsse des Feldlebens voll auskostete.

Belgien, im Straßengraben, 15. Mai 1940.

. . . . Gestern photographierte ich junge Elstern im Horst. Wenn ich zu ihnen etwas sagte, gierten sie sofort nach Futter.

In einem französischen Schloß, 23. Mai 1940.

. . . . Gegen die Ardennen hat sich die Gegend sehr verändert. Hier ist es viel flacher. Man merkt den Einfluß des Meeres, es ist nicht so trocken und heiß wie dort . . . Den Tageslauf kann man nicht recht erzählen, da es jeden Tag anders ist. Wenn wir irgendwo angekommen sind, wo wir zunächst bleiben werden, laufe ich los, Eier besorgen. Da hier die Leute wieder da sind, müssen wir sie kaufen, sonst legen die Hühner umsonst. Nun, wir kriegen ja genug Geld und brauchen es sonst nicht. Gestern z. B. kam ich mit 70 Eiern „unterm Arm“ zurück. 45 hatte ich richtig bezahlt mit 2 RM. (vingt francs), und 25 kriegte ich so, die Leute wollten absolut kein Geld haben. Na, ich habe sie nicht gezwungen. Da hat sich jeder wieder fünf Spiegeleier in die Pfanne geschlagen, ich nachher nochmal vier und vorm Schlafen noch zwei (bis 17 hatte ich nichts gegessen, da ich infolge Nachtfahrt bis 11 schlief). So leben wir, so leben wir, so leb'n wir alle Tage! Außerdem war ein Requirierungskommando in der Stadt. Davon kriegte jeder 250 Gramm Schokolade und einen Schwung Bonbons. Was interessiert nun noch den Soldaten? Schlaf. Meistens im Freien, auf der französischen Zeltbahn; zugedeckt mit Übermantel, Mantel und Decke, ist es genügend warm. Vorgestern schliefen wir jeder in seinem fertigen Grab: wir hoben Löcher zum Schutz gegen etwaige Bombensplitter aus. Darin schläft es sich sehr gut . . .

So, und nun noch, was mich persönlich interessiert. Von Vögeln habe ich Besonderes nicht gefunden. Schleiereule schnarchte gestern abend, Wendehals, Gabelweihe usw. Wenn ich die erste Möwe sehe, schreie ich hurra! Die Flora ist auch reichlich. Auffällig die sehr dicken Eichenwälder. In Belgien standen als Chausseebäume Fichten, ein eigenartiger Anblick. Was an der Bebauung auffällig ist, ist das: Großgrundbesitz sieht man fast überhaupt

nicht. Ein Bauernhof wie der andere: Zur Straße hin eine Lehmwand oder Holzbau, auf der anderen Seite des Hofes sieht man das Wohnhaus, rechts Ställe, links Ställe oder Scheune. Von den Häusern sieht man so auf der Straße nichts.

Nachruf für Reinhard Peter.

Wir haben es erst spät erfahren, lange nach dem Waffenstillstand, irgendwo hier draußen, daß unser Klassenkamerad Peter gefallen ist. Wir alle sind überall dabei gewesen, in Polen und im Westen, Peter ist der erste von uns, der das größte Opfer gebracht hat. Wir werden ihm ein gutes und reines Andenken bewahren. Mir fällt ein, was Walter Fler über den Heldentod geschrieben hat: „Was er auch im Leben hätte erreichen können, höher hätte er es nie bringen können!“ Wir grüßen unseren toten Kameraden!

Im Namen des Jahrgangs 1932 Eberhart I l b e r g, Leutnant.

Frankreich, den 20. September 1940.

Lebenslauf des Altafraners Wolfgang Klinger.

Mitgeteilt von Herrn Dr. med. K l i n g e r, dem Vater des Gefallenen.

Wolfgang Klinger wurde am 29. November 1920 in Meissen geboren. Nach einer fröhlichen Kindheit kam er Ostern 1927 in die Volksschule, 1931 in die Fichteschule und 1934 in die Fürstenschule zu Meissen, die er Ostern 1939 mit dem Reisezeugnis verließ. Er entwickelte sich körperlich, seelisch und geistig gut und war in seinen letzten Jahren so weit gereift, daß er Eltern und Schwester nicht nur Sohn und Bruder war, sondern auch bester Freund wurde, mit dem sie tiefste Gedanken verständnisvoll austauschen konnten. Er liebte alles Schöne, Gute, Reine und Erhabene des Lebens, er liebte die Musik, die bildenden Künste, er hatte den „Faust“ in seinem Tornister, er war ein begeisterter Verehrer der Berge. Von 1934 bis 1938 ist er jedes Jahr in den Alpen gewandert und hat ihre Schönheit und ihre Größe in vollen Zügen genossen.

Aus der Vertrautheit mit den alten deutschen und griechischen Helden sagen und aus der Beschäftigung mit den wertvollen Schriften über den Weltkrieg wuchs allmählich der Wunsch zu gleichem Erleben. Nach Erledigung des Arbeitsdienstes, der ihn im September 1939 nach Polen führte, trat er als Fahnenjunker bei einem Infanterie-Regiment ein, wurde bis Mitte Februar 1940 ausgebildet und kam dann ins Feld an die Westgrenze. Am 10. Mai brach er mit seiner Truppe gegen Frankreich auf. Der Vormarsch führte durch Luxemburg und Südbelgien an die Maas, die bei Sedan überschritten wurde. Langsam erkämpfte sich dann seine Kompanie mit den anschließenden Verbänden unter schweren Waldgefechten nach Süden Raum. Dabei fiel Wolfgang Ende Mai 1940 als Spähtruppführer südlich von Sedan, 19½ Jahre alt, mit der Hingabe seines jungen Lebens eine hohe Mission an seinem Vaterlande erfüllend.

Kurz bevor er ins Feld zog, schrieb er in sein Tagebuch: Der letzte Urlaub vor dem weiten Schritt ins Unbekannte. Über die Ewigkeit, oder das, was nach dem Leben kommt, habe ich mir nie große Gedanken gemacht. Hier

war ich im Nichterklärbaren zufrieden wie ein Kind und bin es noch. Mein Glaube ist: Habe ich auf Erden mich bemüht, treu und anständig das zu tun, was mir auferlegt ist, konnte ich jedem frei ins Anlitz sehen, dann kann ich getrost auch dem Tode entgegengehen. Der Geist, der das Geschick einer Welt bestimmt, hat darin auch mein Schicksal bestimmt. Ich kann gar nichts daran ändern. Ich kann nur nach Menschenbegriffen aufrecht leben und aufrecht sterben. „Tu, was du mußt, sieg oder stirb, und laß Gott die Entscheidung!“

Der Griechischunterricht nach den neuen Richtlinien.

Bearbeitet nach einem Vortrag vor der afranischen Elternschaft
am 10. Dezember 1939

von Studienrat Dr. Kurt Klähner.

Es ist ein schöner Gedanke, in der jährlichen Elternversammlung jedesmal ein Fach in seiner heutigen Ausprägung herauszustellen. Diesmal (1939) kam das Griechisch an die Reihe. Eine ebenso dankbare wie notwendige Aufgabe! Fällt doch dieses eine Fach durch seine Eigenart in mannigfacher Beziehung auf. — Z. B. schon rein erlebnismäßig von der Seite der Jungen gesehen: Es kostet in der Tat viel Mühe und Fleiß — und manchen Seufzer! Vor allem in den Anfangsklassen. Es ist eben zunächst ein weiter, schwerer Weg über viel Vokabeln und noch mehr Formen hinweg. Da kann man oft stolpern. Man kann auch müde werden. Und so sehr wir Lehrer uns bemühen, von allem Anfang an dabei irgendetwelche schöne Ausblicke in das Reich geistiger Gehalte zu zeigen, so liegt doch der eigentliche Lohn für alle Anstrengung beim Lernen und Üben erst in den Oberklassen. Oftmals haben gerade das unsere abgehenden und abgehenden Schüler dankbar anerkannt. Wohl kaum ein Schulfach, nicht einmal das benachbarte Latein, hat eine derartig schwere Spannung im Verhältnis von Weg und Ziel zu überwinden. — Aber auch schulorganisatorisch ist die Stellung des Griechischen einziartig. Die Neuordnung des Höheren Schulwesens hat die beiden Schularten, Oberschule und Gymnasium, weitgehend einander angeeignet. Hier wie dort stehen an der Spitze die Leibesübungen und der Deutschunterricht, und Geschichte und Erdkunde, Musik und Biologie werden mit genau denselben Stundenzahlen, Stoffen und Methoden betrieben. Latein und Englisch werden, wenn auch in verschiedenem Ausmaße, in beiden Schulrichtungen gelehrt. Erst das Griechisch gibt dem Gymnasium die besondere Form: es ist das einzige Fach, das nicht für alle Jungenschulen gilt.

Das Reichserziehungsministerium hat also — allen Einwänden zum Trotz, die im Kampf der Meinungen vorgebracht wurden — am Gymnasium mit seinem Griechisch festgehalten. Freilich tritt es zahlenmäßig weit hinter die Oberschule zurück, wie es bei dem Verhältnis von Sonderform zu Hauptform naheliegt. „Das hellenische Kulturideal soll uns in seiner vor-

bildlichen Schönheit erhalten bleiben“, so schreibt der Führer in seinem Buch „Mein Kampf“. Und stolz heißt es in den Richtlinien des Reiches für „Erziehung und Unterricht in der höheren Schule“, die 1938 erschienen sind: „Das griechische Erbe zu wahren ist eine Aufgabe, die allen Völkern Europas gestellt ist; es ist im besonderen die Aufgabe und das Vorrecht der Deutschen.“ Durch unsere große geistige Vergangenheit ist uns nun einmal die hellenische Kultur lieb und teuer. Sie wird auch künftighin gepflegt werden. Aber nicht um ihrer selbst willen. Das hat man schon früher nicht gewollt und will es jetzt noch viel weniger. Auch nicht in erster Linie um unserer deutschen Klassiker willen. Was sich hier an Beziehungen vom Griechischunterricht aus ergibt, ist willkommener Nebengewinn. So viel Ehrfurcht wir vor den damaligen Bildungszielen haben mögen, der Nationalsozialismus folgt jedenfalls seinen eigenen Idealen.

Wir stehen heute zum Altertum anders als die große geistige Bewegung des Neuhumanismus, die vor 130 Jahren das Gymnasium schuf. Damals waren die Deutschen noch nicht in einem mächtigen Staat geeint. Kein Wunder, wenn das Politische zurücktrat und das Ästhetische und das Individualistische sich nur allzu sehr hervordrängte. Heute aber, wo unser Großdeutsches Reich politisch kluge und starke Menschen als Nachwuchs erfordert, steht allenthalben die politische Betrachtung voran. „Politisch“ ist hier ganz weit gefaßt, so wie die Richtlinien es meinen: „Der Griechischunterricht soll mit zur Gestaltung und Erziehung des jungen Deutschen zum gymnastisch und musisch gebildeten Zoon politikon beitragen.“ — Ein anderer Unterschied: Der Neuhumanismus sah in griechischer Kultur, griechischem Menschentum das höchste Ideal, dem man nachzueifern müsse. Wir sind hier kritischer. Wir fürchten bei einer solchen Formulierung die Gefahr bloßer Nachahmung. Wir wollen eine völkische Kultur aus eigener Wurzel; die aber kann Fremdes nur aufnehmen und im wahrsten Sinne des Wortes „sich einverleiben“, wenn es zu ihrer Art paßt.

Und siehe da! Auch nach Ablehnung jenes übertriebenen normativen Standpunktes ist es sehr, sehr vieles, ja gerade das Schönste und Herrlichste vom griechischen Altertum, was unserer Art entspricht. Schon immer, seit den Tagen unserer Klassiker, hat man diese enge geistige Verwandtschaft gefühlt, aber erst der Nationalsozialismus stellt die Erkenntnis von der gemeinsamen nordischen Herkunft der beiden Völker scharf heraus und vermag damit jene besonders innige Beziehung so recht zu erklären. Die Griechen haben zuerst um die Werte gekämpft, die auch uns die höchsten sind: Wehrhaft, wie es ihre Art war, mit der Waffe in der Hand und klug und scharfsinnig in immerwährender geistiger Auseinandersetzung. Sie spürten, wie in der Gestalt des persischen Großreiches ein völkisch fremder Orient gegen ihr Land anbrandete, und stritten tapfer für ihre Freiheit. So haben denn die Perserkriege sie am stärksten ihrer Eigenart bewußt gemacht. Aber auch schon früher, fast von allem Anfang an, zeigt sich die glückliche Veranlagung dieses Volkes, eben jene Werte nicht nur zu erkennen, sondern sie auch in klassischen Werken darzustellen: Freiheit gegenüber Knechtschaft; das Gesetz, das man sich selber gibt, gegenüber Despotismus und gegenüber Anarchie; Volk, das tapfer für die eigenen Ideale kämpft, gegenüber dumpf gehorchender Masse; Mannesehre und Frauenwürde gegenüber Knechtsgegnung; der Vorrang der Gemeinschaft vor dem Einzelmenschen und

dabei doch die Freiheit des Geistes und des Erkennens und damit der Anfang aller Wissenschaft — oder die Forderung des rechten Maßhaltens gegenüber den wilden Leidenschaften, der Verblendung, der Hybris, die die Götter strafen.

Die griechische Kultur ist gewiß als Ganzes einmalig, einzigartig und damit unwiederbringlich. Diese Erkenntnis scheidet uns von der Zeit unserer Klassiker. Dennoch bleibt „die Art und Weise, wie dies nordische Volk unter bestimmten Bedingungen sein Leben formte, noch für uns von vorbildlicher Bedeutung“ (Richtlinien), auch wo wir unter anderen Bedingungen leben. Und so sollen denn auch heute noch die großen schöpferischen Leistungen der Hellenen in unseren Schülern innere Kräfte wecken. Wir denken nicht daran, bei der doch immerhin grandiosen Feststellung der Geschichte stehen zu bleiben, daß unsere abendländische Kultur zu einem guten Teile in der griechischen wurzelt. Noch viel weniger könnte uns ein dürres Verstandeswissen von äußerlichen Beziehungen zwischen einst und jetzt befriedigen. Wir wollen mit dem griechischen Unterricht unseren Teil beitragen zur Erziehung und Bildung junger deutscher Menschen — unserm deutschen Volke zum Heil! *Salus publica suprema lex!*

Es war mir klar, daß ich vor unseren Schülereltern zu dieser allgemeinen Grundlegung noch Beweise im einzelnen für die Gegenwärtsbedeutung der griechischen Kultur hinzufügen mußte. Ich wählte dafür zwei Wege.

Zum ersten: Ich ließ unsere Jungen sprechen. Natürlich griechisch! Wohl selten hat sich jemand der Klangschönheit dieser vokalreichsten Sprache entziehen können. Die beigelegte Übersetzung versuchte, dichterischen Glanz oder gedankliche Tiefe aufzudecken. Zu Beginn Verse von Tyrtaios: Spartaniſcher Schlachtgeſang aus heldiſcher Kriegszeit. „Nie weichen, tapfer aushalten im Kampf Mann gegen Mann!“ — Es war gleichsam das Bekenntnis nicht nur des einen, sondern der ganzen Klasse 8 des Jahres 1939/40, die darauf brannte, Soldat zu werden. Und daneben voll tiefsten Friedens die idyllischste Landschaft: Homer malt in der Odyssee die Grotte der Kalypso in paradisiſchen Farben. Ein „Chorlied“ folgte. „Strahl der Sonne . . .“, wie könnten des Sophokles Verse aus der Antigone fehlen, so vielen Alt-afanern wohlvertraut? Nach der Kunst des Theaters ein Stück geschichtlicher Wirklichkeit: Gedanken des athenischen Führers, im schwersten Kampfe gesprochen, den Athen je zu bestehen hatte, geschickt aus einer Periklesrede bei Thukydides zusammengestellt. Mit ihren frischen Stimmen beschloffen Schüler aus Kl. 4 das Ganze. Jeder Junge brachte einen Vers, und jeder Vers war eine Welt für sich. „Immer der Tapferste zu sein und sich hervorzutun vor den anderen“, so dachte kampfesfrohe Ritterzeit. Und ebenso bekannt ist ihre Abscheu gegen alle „Vielherrschaft“. Bei Hesiod dagegen älteste Bauernweisheit. Und schließlich zum Beweis, wie auf Jahrhunderte griechische Gedanken ausstrahlen: Goethe wählte als Leitwort zu dem Roman seines Lebens den Spruch: „Der Mensch, der nicht geschunden wird,

Der Führer: Nur dann, wenn hinter dem Werke der Arbeit die starke Faust der Nation sich erhebt zum Schutz und Schirm, kann aus Fleiß und Arbeit wirklicher Segen erwachsen.

wird nicht erzogen“; Adolf Hitler aber zog, als er die Toten des Weltkrieges ehren wollte, in seinem Buche das weltberühmte Epigramm auf die Thermopylenkämpfer zum Vergleich heran.

Zum anderen: Ich spannte den Rahmen weiter und griff einzelne Kulturbereiche zu kurzer Überschau heraus.

1. Olympische Spiele! Wer denkt da nicht zurück an Frieden und Freuden des einen Jahres 1936, in dem die ganze Welt Deutschland und auch Deutschland sich selbst bewundernd erlebte. Damals war der Zusammenhang dieser großen Veranstaltung mit der griechischen Kultur weithin lebendig. Die Griechen liebten ja nun einmal den Wettkampf schon früh auf sportlichem, später auch auf kulturellem Gebiet; sie trachteten dabei nicht nach materiellem Gewinn, sondern nur nach der Ehre, Sieger zu sein. Das war dann höchster Ruhm für sie und ihre Heimatstadt. Wir denken ferner zurück an den Olympiafilm. Da wurden am Anfang des ersten Teiles die schönsten griechischen Kunstwerke gezeigt; aber allmählich wandelten sich die idealschönen Sportsgeſtalten aus Bronze und Stein in Menschen aus Fleisch und Blut. Ein augenfälliger Beweis, wie einst im hellenischen Volk dieselbe Auffassung von der adligen Schönheit des Menschenleibes genau so lebendig war wie jetzt bei uns. Edel an Leib und Seele zu werden, das war ihr Ideal. Sie empfanden eben ihren Körper „mit frommem Stolz“, wie Bruhns in seiner Kunstgeschichte so schön schrieb, als „ein Geschenk der Götter“. Sichtbaren Niederschlag hat diese Einstellung in der griechischen Plastik gefunden und ebenso in der Einrichtung des antiken Gymnasiums mit seinen sportlichen Übungen, zu denen sich später gelehrte Vorträge für eine wissensdurſtige Jugend geſellten.

2. Das Theater, die Stätte des Schauens. Wieviele Begriffe aus seinem Bereich verdanken wir doch mit ihm zugleich dem Griechentum! Die Tragödie wie die Komödie haben sie ausgebildet; Drama und Szene, Chor und Orchestra sind griechische Wörter, so sehr sich auch mitunter ihr Inhalt wandeln konnte. Wesentlicher aber ist das Folgende: Es gibt viele Erscheinungen in unserem Leben, die uns so vertraut und selbstverständlich sind, daß wir sie gewöhnlich zu übersehen pflegen: Einstmals mußten sie — eine ungeheure geschichtliche Leistung! — von gottbegnadeten Menschen und Völkern überhaupt erst gefunden oder erfunden werden. Dabei hat das Theater bei den Griechen von allem Anfang an eine so starke Eigenprägung gehabt, daß es sich schon darum lohnt, es genau kennenzulernen. Vor allem ist der Tragödie der Wechsel von langen kunstvollen Gesängen des Chores und dem „Dialog“, dem Gespräch zwischen zwei, höchstens drei Schauspielern, eigentümlich. Und gleichsam zur Bestätigung von alledem: Nietzsche schrieb sein berühmtes Werk von der Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik; sein Freund Richard Wagner sah mit Bewunderung auf die antike Tragödie als auf eine Art Vorbild seines Musikdramas. Wir aber denken daran, daß ja auch die „Musik“, ihre „Harmonien“ und „Rhythmen“ griechische Begriffe sind, nur daß die Kunst der Musen einst viel mehr umfaßte: Musik, Lied und Tanz, alle Dichtkunst: Epik und Lyrik und die dramatische Kunst, ja schließlich alle Wissenschaften. Und lange bevor der Staat — den spartanischen freilich ausgenommen! — auf den Gedanken

kam, die Erziehung seiner Jugend von sich aus zu regeln, war für die meisten jungen Griechen „musische“ Bildung ebenso selbstverständlich wie die gymnastische.

3. Am augenfälligsten aber kann man die Weite griechischen Denkens jemandem beweisen, wenn man die stattliche Reihe der Wissenschaftsbezeichnungen durchgeht: Philosophie und Philologie und Historie, Geometrie, Astronomie und Geographie oder auch Logik und Grammatik und Rhetorik, Arithmetik, Physik und Technik. Das sind nicht nur äußerlich übernommene Bezeichnungen; man könnte diese ja zum größten Teile ohne weiteres mit deutschen Wörtern wiedergeben. Die Übernahme des einst geprägten Wortes bedeutet vielmehr: Die Griechen haben das Sachgebiet selbst bearbeitet. Und so stehen sie in der Tat als Begründer der meisten Wissenschaftszweige da, auf einigen von diesen noch heute viel bewundert. Unsere Jungen lernen — freilich nicht im Griechischunterricht — die sogenannte Euklidische Mathematik. Universitätsprofessoren lehren noch heute die Gesetze der Logik nach Aristoteles.

Für uns aber ist im Griechischen am wichtigsten, daß wir auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung an Herodot und Thukydides Beginn und Fortschreiten und unübertrefflichen Höhepunkt der Forschung klarmachen können. Wir haben auf unserer Schule noch ein zweites Einfallstor in die Bereiche griechischen Denkens. Das ist die Philosophie. Und wenn der Weg auch hier noch dornenvoller ist, so lohnt er sich doch: Kein Volk hat die Fragen unseres Lebens so umfassend und eindringend durchdacht und auch dargestellt. Es sah eben die Probleme und rang ernsthaft mit ihnen im nimmermüden Streben nach Klarheit und Wahrheit.

Wir brauchen nur an Leben und Sterben des Sokrates zu denken, dieses eigenartigen und einzigartigen Menschen, der in einer Zeit, in der Altväterfeste und Staatsgefinnung verfallen, mit seinem ganzen Wesen noch in den alten Werten wurzelt und dabei diese mit Mitteln des Verstandes als eine neue Ethik aufzubauen sich bemüht. Oder an das schöpferische Genie Platons. Hundertfältig wirken Gedanken dieses einen Menschen, der vor 2400 Jahren gelebt hat, in der Bildungsgeschichte des Abendlandes nach. Bis auf den heutigen Tag. Nur ein Beispiel für viele: Der bekannte Rassenforscher Günther schrieb ein Buch „Platon als Hüter des Lebens“ und legte darin zahlreiche von den uns jetzt so wohlbekannten biologischen Gedanken und Forderungen Platons für die Aufzucht eines gesunden, hochwertigen Volkes dar.

4. Damit sind wir schon mitten drin in dem letzten und wichtigsten Gebiet, das im Grunde alles umschließt, dem politischen. Wir verdanken ja selbst diesen Begriff mit all den Bezeichnungen für Herrschaftsformen dem Griechentum: Monarchie oder Anarchie, Despotismus und Tyrannis, Demokratie, und selbst wenn wir jetzt zu Felde ziehen gegen die englische „Plutokratie“, so dient uns eben ein alter griechischer Ausdruck als Kampfruf. Bedeutungsvoller aber als alle Übernahme von Begriffen ist uns die Tatsache, daß das griechische Altertum auf ganz begrenztem Raume zwei politische Systeme bis in ihre letzte radikalste Folgerichtigkeit hinein entwickelt hat. Wie an zwei grobangelegten Experimenten, die sich vielleicht nie wieder so in ihrer Geschlossenheit wie in ihrer Klarheit in der Welt-

geschichte wiederholen, haben die Menschen aller Jahrhunderte daran ihre Studien gemacht; ja, das Altertum selbst hat diesen Gegensatz schon bewußt ergriffen: hier Sparta, dort Athen. Wir sind heute weder das eine noch das andere, aber wir lernen noch heute sehr viel in der geistigen Auseinandersetzung mit jedem von beiden. Sparta ist durch und durch ein autoritärer Militärstaat auf aristokratischer Grundlage. Alle seine Erziehung geht vom Staate aus und bezweckt Wehrtüchtigung. Athen dagegen ist stolz auf seine demokratische Freiheit. Es erstrebt „unter der Herrschaft des ersten Mannes“ (Thukydides), des Perikles, größte Machtenfaltung und freut sich seiner kulturellen Höchstleistungen. Aber so weltverschieden diese beiden Staaten sind, so umspannt doch jeder alle seine Glieder in der lebendigsten Weise, solange — aber auch nur solange! — das alte Blut in ihm frisch und gesund kreist und die alte Staatsgefinnung sich noch nicht zersetzt hat: ein lebendiger Organismus, ohne den der einzelne Mensch verkümmern würde.

Alles Individuelle ist in der klassischen Zeit staatsbezogen. Damit umfaßt „die Polis“ im Grunde alle Kulturgebiete. Das gibt ja auch dem griechischen Unterricht seine wunderbare Weite. Der Sieger von Olympia bringt seiner Heimat Ruhm und Ehre. Das Theater ist ein religiöses Festspiel für die gesamte Bürgerschaft, und an den großen Opfern betet das ganze Volk zu den Göttern des Staates: Ihnen zur Ehre schafften die Künstler herrliche Tempel und erhabene Standbilder. Selbst auf weiten Gebieten der Wissenschaft ist das Politische die eigentliche Triebfeder. Als Politiker sucht Thukydides in den — leider so schweren! — Reden seines Geschichtswerkes die Geschichte seiner Zeit zu deuten und ihren Gehalt an tiefster staatsmännischer Weisheit „als einen Besitz für alle Ewigkeit“ aufzuspeichern. Als Politiker kommt Platon auf den kühnen Gedanken, den Neubau des besten Staates auf philosophischem Wege zu konstruieren. Fast alle großen Dichter fühlten sich in ihren Werken nicht als Einzelmenschen, die ihr Persönlichstes in eine fremde Welt hinein verkündigen, sondern als die großen sittlich-religiösen Erzieher ihres Volkes. Wir lernen sie alle auf dem Gymnasium kennen in dem, was sie schrieben. Homer — noch ganz der Dichter ritterlicher Zeiten — eröffnet die ehrwürdige Reihe. Solon und Tyrtaios sind Führer ihres Volkes und Dichter zugleich. Eine Tragödie muß das sittliche Ethos eines der drei großen Tragiker zeigen.

Wahrhaftig, groß und weit ist diese griechische Kultur. An Hand der alten Schriftsteller tasten wir uns hinein. Übersetzen und Ausdeuten, Ausdeuten und Übersetzen ist und bleibt also die altbewährte Grundlage unseres Unterrichts in den oberen Klassen. Je tiefer wir aber eine gehaltvolle Einzelstelle — und die „Klassiker“ sind daran besonders reich — interpretieren, um so leichter schauen wir in größere Zusammenhänge hinein.

Diese selbständige, in sich ruhende und darum so wertvolle Arbeit können wir an unserer Schule neuerdings fest unterbauen. Der Gemeine Kasten kaufte für uns 15 Stück von dem bekannten Werk des Direktors Poland und seiner Mitarbeiter: „Die antike Kultur in ihren Grundzügen.“ Gewiß, unsere Klassen sind viel, viel stärker. Wir sind dennoch für dieses kostbare Geschenk dankbar, genau so wie für uns die Anschaffung der „Griechischen Plastik“ aus den blauen Büchern (12 Stück zu 1,80 RM.) eine willkommene Ergänzung zu dem altbekannten Luckenbach darstellt. Und ich

könnte mir denken, daß wir hier, gerade weil wir Fürstenschule sind, noch weiter bauen könnten. Das gilt einmal für die Betrachtung der antiken Kunst, so zusätzlich sie auch für den Griechischunterricht erscheinen mag. Gewiß war unsere Schule immer schon mit mannigfachen Bildwiedergaben wohlversehen. Aber hat sich nicht das künstlerische Lichtbild in den letzten Jahrzehnten fabelhaft entwickelt? Es genügt uns nicht, wenn der Schüler weiß, das oder das Kunstwerk stamme aus dem Altertum, und uns seinen Inhalt darstellt. Wir erstreben einen großen persönlichen Eindruck von seiten des Kunstwerkes, und wenn es schon unmöglich ist, die Originale zu sehen, dann soll doch wenigstens eine möglichst gute technische Wiedergabe diesen vermitteln. Wer wäre nicht von der oder jener Aufnahme gepackt, wenn er die 20 Blätter „Griechische Plastik“ oder „Römische Porträts“ (beides die Sammlung „Das Meisterwerk“, 1,80 RM.) sich ansieht? Natürlich genügt im Unterricht nicht ein Buch für 26 Schüler. Und größte Bewunderung wecken jedesmal die Aufnahmen in Professor Heges Akropolis-Buch, von denen es herrliche, aber auch teure Diapositive gibt.

Dann müßte man aber auch sonst die Arbeits- oder Studienbücherei — nicht mit einer Unterstützungsbücherei zu verwechseln! — großzügig ausbauen, um die gegenwärtige Deutung und Bedeutung der antiken Kultur von hoher Warte aus noch klarer werden zu lassen. Jeder unserer großen Schüler müßte das eine oder das andere führende Werk über das Altertum und seine Zusammenhänge mit dem Deutschtum, soweit es allgemein verständlich ist, wenigstens in Teilen lesen können, und der Klassenunterricht müßte diese Arbeit mitumschließen. Bei alledem erfüllt mich nur der eine Gedanke: das Griechisch, das so viel Fleiß erfordert, soll — besonders an einer Fürstenschule — in dem starken Erleben der besten Schöpfungen dieses nordischen Volkes seinen Lohn finden.

Diese ganze Art der Beweisführung legt freilich einen sehr gefährlichen Einwand nahe: So mancher wird die Größe der antiken Kultur anerkennen, aber die Erlernung der Sprache ablehnen; es gibt ja so viele Übersetzungen! Nun ist allerdings bei einem tieferen Eindringen — in Kl. 3, der jetzigen Anfangsklasse, wird dies nicht ganz möglich sein! — die Sprache an sich wohl der unmittelbarste Ausdruck des Volksgeistes, ganz abgesehen von den Gedanken, die in ihm ausgedrückt sind. Für unsere Schulverhältnisse aber dürfte ein anderer Gang der Widerlegung verständlicher sein. Wenn ich mich eines Bildes bedienen darf: Es gibt zwei Möglichkeiten, zu dem herrlichen Weitblick vom Gipfel etwa der Zugspeise aus zu kommen. Entweder man marschiert und steigt und klettert und braucht dabei seine acht Stunden und noch mehr. Oder aber: man löst sich eine Fahrkarte und fährt mit der Bergbahn hinauf, fast bis oben hin. So oder so hat man — bei schönem Wetter — dieselbe Aussicht und freut sich ihrer. Aber natürlich ergreift das Gipfelerlebnis die Seele dessen, der es sich durch Anstrengung erkämpft, tausendmal inniger und tiefer. Und dann ist eben doch die lange Bergwanderung, so schwer sie an einzelnen Stellen werden mag, von wer weiß wie vielen Erlebnissen erfüllt: ein organisches Steigen und Wachsen dem Höhepunkte zu, ein immer tieferes Eindringen in die Herrlichkeit der Bergwelt, hundert kleine Beobachtungen, die vielseitigsten Bilder und nicht zuletzt das Erproben der eigenen Kraft, die Freude an der körperlichen Leistung.

Damit offenbart sich eine ganz neue Seite unseres Griechischunterrichtes.

Die geistige Leistung dessen, der durch die fremde Sprache zu der fremden Kultur vordringt — im Grunde der einzige Weg! —, ist ein unsagbar hoher Bildungswert. Es würde wohl die Mühe lohnen, diesen einmal näher zu untersuchen. Diese Gesamtleistung setzt sich nämlich aus vielen Einzelaktionen zusammen. Es gehören dazu, wenn ich diese zum Schluß kurz andeuten darf: Gedächtnis, dauernde geistige Bereitschaft, die äußerste Präzision, Wille zum Aushalten, kritisches Urteil, Gewandtheit im Denken und Sprechen. Alles in allem: für unsere oberen Klassen jedenfalls ist es ein erster schüchterner und bescheidener Versuch zu wissenschaftlicher Arbeit. Damit gilt aber auch hier im Kleinen, wie auch sonst im Leben, die alte Weisheit Hesiods: „Vor alle Tüchtigkeit setzen die Götter den Schweiß!“

Bericht über das Leben der Schule.

Und wenn sich wider uns verschworen hätten
die wütenden Gewalten dieser Welt:
Wir bleiben fest. Uns zwingen keine Ketten,
solange der Schlachtruf durch die Nächte ertönt.

Diese Verse von G. Sichel Schmidt möchte ich an die Spitze meines Berichtes setzen, der die Zeit von Juni bis Oktober 1940 umfaßt. Denn der Krieg stellte auch in diesen Monaten seine ehernen Anforderungen an Schüler und Lehrer und gestaltete von sich aus das Leben der Schule. Am 5. Juni wurde Studienassessor J a p p, am 15. Juni Studienrat Dr. P l a z und am 20. Juni Oberstudiendirektor R a s t n e r zur Wehrmacht einberufen. Die verbleibenden Berufskameraden übernahmen nach ihren Kräften den frei gewordenen Unterricht. Nur die Zeichenstunden in den unteren Klassen konnten nicht gedeckt werden, bis das Ministerium für Volksbildung genehmigte, daß Herr R i c h t e r, der viele Jahre in der Staatlichen Porzellanmanufaktur als Zeichenlehrer tätig gewesen war, seinen Ruhestand unterbrach und die Klassen 1 bis 3 übernahm. In den übrigen Klassen wird Kunst- und Zeichenunterricht getrieben. Zur Bestreitung des Deutsch-Unterrichts, der durch die Einberufungen nicht durch Fachkräfte gedeckt werden konnte, überwies das Ministerium für Volksbildung der Schule — zwei Damen! Dies Novum in der 400jährigen Geschichte der Schule erregte nicht nur unsere Aufmerksamkeit, sondern auch die der ganzen Stadt Meißen und der Altafraner, natürlich auch die der zu uns abgeordneten Damen. Es waren dies Fräulein Studienassessor F r e n k e l, die von Dresden aus bis zum 31. August 1940, und Fräulein Studienrat Dr. G l e i ß n e r, die bis 10. Juli 1940 von Leipzig aus bei uns tätig war. Die beiden Damen gingen aber mit solchem Eifer und mit solchem Geschick an die ihnen gestellten neuen Aufgaben, daß die Sensation bald verblaßte, und unsere Jungen zeigten sich als so ritterliche Partner, daß die Damen keinerlei Klagen vorzubringen brauchten und bei ihrem Abschied sogar mit einer gewissen Wehmut auf ihre „Altafranerzeit“ zurückblickten. Am 2. September 1940 kam ein

männlicher Ersatz für Fräulein Frenkel in der Person des Studienrats *Vogel* von der Klara-Schumann-Schule Dresden. Fräulein Dr. Gleißner mußte zunächst nach den großen Ferien weiter vertreten werden, bis ihren Unterricht unser Kamerad *Hesse* am 9. September 1940 übernahm. Er hatte über ein Jahr im Osten gestanden, und im Tagebuch der Hebdomadare erinnere ich ihn deshalb an die Horaz-Verse: *tutus caret obsoleti sordibus tecti*. Am 4. November 1940 übernahm Oberstudiendirektor *Rastner*, der nach mehreren Monaten in Polen zuletzt in der Gegend von Cherboursa als Hauptmann gelegen hatte, die Geschäfte des Rektors wieder, die ich während seiner Einberufung vertretungsweise geführt hatte.

Kamen so zwei Lehrer aus dem Felde wieder, gelang es fünf Jungen der Klasse 8, ihren Kameraden vorauszuweichen und schon ihre Einberufung als Offiziersanwärter zu erhalten. Am 1. Oktober 1940 traten *W. Heyne* und *U. Schaufuß* in Stralsund und *W. Blobel* beim RAD. an, und drei Wochen später rückten *R. Hammermüller*, *H. J. Schmidt* und *D. Schmidt* ab. Die beiden Marine-Leute hatte Rektor *Rastner* unter dem Hinweis auf die Verantwortung des Offiziersberufes selbst während einesurlaubes verabschieden können. Die übrigen entließ ich bei einem Flaagenappell mit dem Dichterworte:

Nicht klagen und zagen,
beginnen und wagen,
die Fahnen zu tragen
in Sonne und Sturm.

Auch die übrigen Jungen halfen dem Führer, wo sie nur konnten. Während der auf sieben Wochen verlängerten großen Ferien waren fast alle auf Erntedienst oder in Betrieben tätig, manche die ganzen Ferien hindurch. Die guten Zeugnisse gaben Kunde von ihrem Erfolge. In den Herbstferien war der Einsatz ähnlich. Während der Schulzeit holte zur Vergütung der Hackfrüchtereinte das Arbeitsamt Meißner die Klassen 7 und 6 eine Woche lang auf zwei große Güter der Meißner Pflege. Ebenso tätia beteiligten sich die Jungen innerhalb ihrer HJ.-Einheit an den Sammlungen von Altmaterial, an Bastelarbeiten für Weihnachten und anderen Kriegsaufgaben. Die Schule half dem WSW. genau so wie in den vorigen Jahren durch Aufführungen. Am 18. September 1940 gina im „Hamburger Hof“, Meißner. Shakespeare: „Was ihr wollt“ in Szene. Am 31. Oktober galt im Festsaal der Schule eine Kammermusik diesem schönen Zwecke. Hier war es vor allem wieder *H. Gnam*, der als Geiger oder als Pianist sich auszeichnete und mit *U. Richter*, *H. U. Hilgenfeld*, *S. Burkhardt*, *M. Rönisch* Werke von Bach, Haydn und Mozart so vortrug, daß nach einem Pressebericht diese Stunde „eine fühlbare Lücke im Meißner Musikleben ausfüllte“. Zu unserer Freude waren hier, wie auch sonst, zahlreiche Vertreter von Partei und Wehrmacht erschienen.

Daß die Schule ihre Aufgaben im Krieg klar erkennt, sollte auch das Schulfest am 7. Juli 1940 dartun. Ich hatte dabei das Motto gewählt:

Der Führer: Was dem einzelnen die Natur gegeben hat, muß er als Beitrag wieder abstatten seinem Volk.

„Schule im Krieg“. Im Festsaal der Schule standen die kurzen Reden unserer Jungen ebenso unter diesem Leitwort wie meine Ansprache. Die Jungen sprachen darüber, wie sie den Krieg erlebten; einer plauderte von seinen Erlebnissen bei der Metallspende, ein anderer darüber, wie im Heim die Front erlebt wurde, Jungen der Klasse 8 berichteten, wie im englischen Unterricht die Selbstzeugnisse englischer Imperialisten, in der Physik die aerodynamischen Voraussetzungen des Fluges, im Geschichtsunterricht die Umfassungsschlachten erörtert wurden. Die antiken Sprachen steuerten Stellen aus den Kampfliedern des *Tyrtaios* und aus der *Germania* des *Tacitus* bei. So ergab sich ein lebenswahres und ungekünsteltes Bild des Themas: „Schule im Krieg“. In meiner Ansprache ging ich aus von den vielen Kriegszeiten, die die Schule schon hinter sich hat, und knüpfte dann an ein Wort *Rüderts* an:

Stell Dich in Reih' und Glied,
das Ganze zu erstärken,
mag auch, wer's Ganze sieht,
Dich nicht darin bemerken.
Das Ganze wirkt, und Du
bist drin mit Deinem Wirken.

Eine Ausstellung rundete das Bild ab. Physikalische Zeichnungen befaßten sich mit der Fluglehre, andere stellten die verschiedenen Typen deutscher und feindlicher Maschinen dar. Ausführliche und sauber geführte Tauebücher beleuchteten die Siege im Osten, Norden und Westen, und an den Wänden hingen Tabellen und Karten für den Geschichtsunterricht. Von den Decken her grüßten Flugzeugmodelle, und in der Mitte des Raumes hatte die Klasse 1 aus ihren Vorratschränken eine große Schlacht mit allen modernen Fahrzeugen und Geschützen aufgebaut.

Eine Ehrentafel enthielt die Namen der für Führer und Reich gefallenen zwölf Altafraner. Ihnen hatte auch eine Feierstunde am Heldendenkmal im Schulgarten gegolten. Dort hatte nach Dichterworten Konrektor i. R. *Johannes Höhne*, selbst ein Altafraner, Worte gefunden, die von seinen Fronterlebnissen zeugten und den zur Feier erschienenen Angehörigen der Gefallenen Trost gaben. Vorher hatte ich bei einem Flaagenappell, der von Liedern umrahmt wurde, über die Größe unserer Zeit gesprochen und an die Worte von *R. Hamerling* angeknüpft:

Groß ist die Zeit und gewaltig,
Doch wehe, wenn unsere Herzen rein nicht sind!
Wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?

Die Zahl der Altafraner, die zum Schulfest bei uns war, konnte naturgemäß nicht groß sein. Wir wußten uns aber mit allen Feldgrauen, die wir in Feldpostbriefen und Zeitungsendungen auch in dieser Berichtszeit grüßten, herzlich verbunden.

Am Abend des Schulfestes fand eine Gellertfeier statt, die Studienrat *Dr. Klähr* gestaltet hatte. Eine Reihe von Gedichten wurde vorgetragen oder dramatisch dargestellt, eine Ansprache würdigte die Bedeutung dieses

Altafraners und brachte die volle Persönlichkeit des Lehrers und Dichters zum Ausdruck. Eine Aufführung des Lustspiels von Shakespeare: „Was ihr wollt“ schloß sich an. Die fünf Akte, bei deren Einstudierung mich Herr v. Smelding vom Staatlichen Schauspielhaus Dresden freundlichst unterstützt hatte, wurden mit großem Geschick und vieler Begeisterung dargeboten. Schon allein die Gedächtnisleistung, die lückenlos war, verdiente Anerkennung. Einige Mitspieler ragten über den Durchschnitt von Schülerleistungen hinaus, vor allem waren es die Damen, die uns als Gäste freundlichst unterstützten: Ursula Moderau in der Doppelrolle Viola—Cäsario, Erika Stabenau als Olivia und Marianna Kunath als Kammernädchen. Den Hauptanteil an dem reichen Beifall konnte der in Bewegung und Wort gleich gute Malvolio (W. Blobel) für sich beanspruchen, mit ihm der wirklich komische Andreas von Bleichenwang (H.-A. Steger) und der derbe Tobias (H. Grösel). Doch auch die anderen Darsteller (W. Hüniß, H.-P. Gadegast, R. Hammermüller, E. Arndt), um nur die Hauptrollen zu nennen, gefielen den zahlreichen Zuschauern. Es war für uns alle, die wir an der Aufführung beteiligt gewesen waren, eine rechte Freude, daß wir das Stück für das WSW. am 18. September 1940 in Meißen und am 20. September 1940 in Nossen wiederholen konnten. Eine für Weinböbla angeordnete Aufführung konnte wegen der Einberufung von Blobel nicht stattfinden. Die Erfolge unserer Spielschar hatten sich aber so herumgesprochen, daß eine Gruppe gebeten wurde, am 20. Oktober 1940 eine Veranstaltung der NSB. in Zadel auszuschnücken. Ebenso umrahmten unsere Musiker einen Vortragsabend der Offizierskameradschaft am 19. Oktober 1940. Wie die Musiker waren auch die Sportler in der Berichtszeit nicht müßig geblieben. Sie legten beim Schulfest am Nachmittag mehrfach Proben ihres Könnens ab. Studienrat Helm hatte Frank Nelson (Klasse 8) mit der Durchführung beauftragt. Mit den Eltern konnten sich alle Anwesenden an den Leistungen erfreuen. Dabei waren mit besonderem Eifer auch die Jungen der Klassen 1 und 2 beteiligt. Klasse 1 hatte am 27. Juni 1940 ihr neues Heim bezogen. Leider war der Rektor, der sich unermüdlich um den Ausbau der Räume im Remtergebäude bemüht hatte, an diesem Tage nicht anwesend. Wir gedachten bei der Einweihung seiner unablässigen Arbeit für unseren Nachwuchs. Am 16. Juni hatte die Schule unserem lieben Altrektor, Herrn Geheimrat Dr. Poeschel, zum 85. Geburtstag gratuliert. Am 21. Oktober 1940 galten unsere Wünsche dem 70. Geburtstag des Konrektors i. R. Johannes Höhne. Eine große Freude löste die Nachricht aus, daß dem Altafraner Wilhelm Rößiger (A. 27—33) als Oberleutnant und Staffellapitän vom Führer das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz am 27. Oktober 1940 verliehen wurde. Ihm übermittelten wir unsere herzlichsten Wünsche, ebenso wie sie allen Feldgrauen gelten. Denn ihre Treue, ihr Einsatz verbürgen es uns, daß die Pläne des Führers enden „mit dem glorreichsten Sieg der Geschichte“.

Dr. B. Hansen.

Vom Einzug in unser neues Heim.

„Klasse 1, stillgestanden!“ Der Inspektor hat's befohlen. Die kleine Gesellschaft, auf dem Hofe vor der „Krankenburger“ angetreten, erstarrt in Ruhe. Sie soll es wenigstens! Denn während die Füße von 26 „Männern“ ausgerichtet und ruhig stehen, schweifen noch bei manchem unserer Zehnjährigen die Augen neugierig in die Runde. Es ist wirklich allerhand los! Da stehen die Quintaner vor ihnen Spalier. Der Stellvertreter des obersten Befehlshabers der Fürstenschule, Herr Dr. Hansen, kommt und begrüßt die Gäste. Der Lehrer vom Dienst ist erschienen und der Klassenlehrer. Und oben aus ihren Stuben äugen einige von den Großen — mitten im Studieren! Welch ein Sittenverfall! — nach uns hin.

Es ist eine große Feier, auch wenn es sich um kleine Leute handelt. Es ist Freitag, der 28. Juni 1940, 18 Uhr. Die neuen „Räumlichkeiten“ für Kl. 1 sollen „eröffnet“ werden. Herr Dr. Hansen hält — kurz und bündig — die Festrede: „Das Haus, in das ihr zieht, ist sehr alt. Einst wohnten die Mönche darin. Es waren fleißige Menschen. Arbeitet auch ihr recht fleißig in euren neuen Studierstuben! Es waren stille Menschen. Macht auch ihr nicht Lärm und Geschrei! Es waren weltflüchtige, lebensferne Menschen. Das aber sollt ihr nicht werden! Die Fürstenschule will frische, fröhliche, will echte, rechte deutsche Jungen erziehen!“ Noch ein dankbares Gedenken an den Rektor, der als Hauptmann damals im Polenlande Dienst tat; hat er doch Planung, Umbau und Einrichtung der neuen Räume mitten in der Kriegszeit unter mannigfachen Mühen und Ungerechtigkeiten durchgeföhrt. Dann marschieren wir mit „Reihe rechts!“ dem Hause zu. Die Quintaner klappen mit den Hacken zusammen; aber ihr Gesicht verzieht sich vor Lachen ob der Ehre, die sie — die Herren Quintaner — den kleinen Sögern heute einmal zuteil werden lassen.

Die grüne Haustür ist weit geöffnet. Wer ist da nicht alles schon durchgeschritten! Da gab es früher einmal den Karzer ganz hinten im Erdgeschoß. Und daneben befanden sich einst — o tempora mutantur — das Rentamt, später die Schülerwerkstatt und wieder später nette, schlichte Räume für Heimabende unserer HJ. Und jetzt träumen da unten die alten Urkunden und Rechnungsbücher des Archivs von fernen Jahrhunderten. Zum ersten Stocke dagegen strebte so mancher mit Halschmerzen oder mit Bauchweh, und wieder mancher, der richtig krank war! Denn oben rechts — ganz früher war es links! — geht es zu Arzttraum und Krankenzimmern. Auf der linken Seite dagegen hat schon seit längerem äußerst gesunde, gelegentlich „zu gesunde!“ Jugend ihre Stätte. Hier waren lange Zeit die Schlafstuben für die Quartaner, bis sie im vorigen Jahre in die zwei hellen großen Tagesräume unserer ersten Sertsa, der jetzigen Kl. 2, umgebaut wurden. Darüber befand sich einst die alte Krankenwärterwohnung. Die ist nun zum Sertanerheim umgewandelt. Was sage ich? Umgewandelt? Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Umbruch. Wochenlang kamen Geschirre mit Ziegeln und anderem Baumaterial den Ökonomiehof heraufgekehrt, und viele Wagenladungen Bauschutt wurden abgefahren. Das Dachgebälk war schon ein Jahr vorher erneuert worden. Jetzt gab es feines Parkett als neuen Fußboden, neue schöne Doppelfenster, neue weiße Türen, neue Öfen, neue Möbel, nette bunte Vorhänge und, was sich kaum sonst noch in der Schule

findet, die wunderschönsten schwarzen Schnapprollos zum Verdunkeln. Alles, was sich wohl Mieter in ihren seligsten Träumen von einem freigebigen Hauswirt wünschen, ja noch mehr, das hatte ein gutgelauntes Hochbauamt, wie es schien, mit einem Schlage hier gewährt. So waren denn zwei große, freundliche, auch sonnige Tagesräume entstanden, die ineinander übergehen, der eine nach der Hofseite, der andere zum Rektorgarten hin gelegen. Ein schmales Zimmer ist für den diensttuenden Lehrer bestimmt. In zwei Seitenkammerchen können Sachen aufbewahrt werden. Der riesige Vorraum aber faßt bequem die Schränke und läßt in seiner freien Mitte so recht zu Tischennis ein. — — —

Wir waren die Stufen zum 2. Stock hochgestiegen. Unser Kommen war nicht zu überhören. Hölzern ist nämlich die Treppe, und Jungen sind — ob das das Bauamt nicht gewußt hat? — nun einmal keine Leisetreter. Ich ließ nur jedesmal drei von den Sexern hinein. Die anderen warteten vor der neuen Wohnung voller Spannung. Es war fast wie Weihnachten. Zu wichtig war ja auch die Frage, wo man seinen neuen Platz finden würde, d. h. aber für einen Sertaner: neben wem und wem gegenüber und — wie weit vom Inspektor entfernt. Und wo wird der eigne Schrank stehen unter den vielen, die eine fürsorgliche Schulverwaltung aus dem alten Studierzimmer neben der Aula gleich von Tischler und Möbelträgern hatte herüberschaffen lassen?

Nun, da gab es ein fröhliches Suchen. Und manche wichtige Entdeckung! Die schönste davon war, daß neben jeder Tischkarte ein Schlüsselchen mit Erdbeeren stand, von freundlicher Seite gestiftet. So hielten unter den Klängen eines Zerrwanstes die Sertaner — auch hierin schon ganz afranisch eingestellt — ihren „Einzugsraß“. Der schmeckte ihnen so gut, daß, als nach ein paar Tagen ein Aufsatz nicht mehr zu umgehen war, der eine oder der andere in seinem Berichte wohl die Ansprache, aber keiner die Erdbeeren vergaß.

Wir Älteren aber sinnen nach über den Wandel von Zeiten und Worten. Welch ein Kuriosum: 6 soll gleich 1 sein und 5 gleich 2! Ein Trauerspiel für alle Mathematiker! Und ein Gespött für die Sprachwissenschaftler! Einst lachten wir, wenn wir hörten: lucus a non lucendo. Und jetzt? Jetzt heißt es Kl. 1, — weil es um Sexta sich handelt! Aber da kann — zur Zeit — kein Kaiser und kein König was dran machen. Die beiden Ausdrücke gehen nebeneinander her. Wohl aber wird im Laufe der Jahre der alte Name des Hauses, „die Burg“, vielen Afranergeschlechtern nur im Sinne der Krankenzimmer bekannt, sich erweitern, wo so viel junges, gesundes Leben eingezogen ist. Mögen Kranke auf die „Krankenburg“ gehen, auf „der Burg“ haben Kl. 1 und 2 ihre Stuben zum Studieren und zum Spielen. Drei „Burginspektoren“, zwei für Kl. 1 und einer für Kl. 2, betreuen sie. Und „der Burglehrer“ wird jeden Nachmittag sein Zimmerle beziehen — als der kleine Bruder des großen „Hebdomadars“.

Studienrat Dr. Kl ä h r.

Der Führer am 8. 11. 1940 in München: Wir werden wieder aufrichten ein Deutschland der Macht und der Kraft und der Herrlichkeit.

Im Lazarett.

Von Oberleutnant Dr. Harald O l d a g (Afr. 13).

Der Aufsatz ist erstmalig erschienen in der Wochenschrift „Das Reich“ (2. September 1940.) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags und des afranischen Verfassers drucken wir ihn auch in unserem Boten ab.

Wismar, Ende August.

In das Zimmer B 201 Krankenabteilung IIa des Luftwaffen-Lazarettes Wismar scheint die Sonne durch zwei große Fenster, und eine Glastür führt zur Liege auf dem Balkon, der zu sämtlichen Krankenzimmern gehört. Wende ich in meinem Bett den Kopf nach rechts, dann sehe ich auf das beruhigende Grün eines mächtigen Rasenvierecks, das ein sommerbunter Steingarten säumt. Eine überlebensgroße Männerfigur des Bildhauers Wynand hat schräg gegenüber seinen Platz. Auf grauem Marmorsockel, einen Adler zu Füßen, steht der bronzene Riese und weist mit seiner Rechten zum Himmel. Das sieht aus wie eine Aufforderung an die Lazarettinsassen, ihre Verbände abzuschütteln, ihre Krücken wegzuworfen und dem kraftstrotzenden Athleten wieder dorthin zu folgen, woher sie gekommen sind. — Zur Front. Gelingt es mir erst wieder, den rechten Arm so hoch zu heben, wie er es spielend vermag, dann werde ich dieses Lazarett wieder verlassen, das wohl das schönste und modernste im ganzen Reiche ist.

Wann freilich wird das sein? Ich weiß es nicht genau. Und die Ärzte wissen es nicht genau. Und es ist auch gar nicht auf, allzu oft danach zu fragen. Kranken und Verwundeten ist auferlegt, sich in Geduld zu üben. Als ich, aus einem westdeutschen Lazarett hierher verlegt, den ersten Blick aus diesem Fenster tat, neigte sich das Korn erst langsam der Reife zu. Heute ziehen sich schon die gelb-grauen Bänder der Stoppelfelder durch die unendliche Weite der mecklenburgischen Landschaft. Die Rübenäcker haben bereits ihr dunkelstes Grün angelegt. Letzte Weizenschläge werden bald schlohblond unter den Flügeln der Mähmaschine dahinsinken. Und ein Wind geht über sie hinweg, der schon ein Ahnen vom Herbst auf seinen Schwingen trägt.

Welches Gesicht wird die Landschaft fragen an dem Saee, an dem ich meine Habfeligkeiten in die graue Offiziers-Kiste werfe, die mich durch Schlessen nach Polen, an den Niederrhein und durch Holland nach Flandern begleitet hat?

Indem ich das schreibe, scheint es mir freilich ein wenig nach Melancholie zu klingen, ein wenig nach Resignation, ein wenig wie Feierabend und alter Mann, der vor der Tür des Auszögerhauses sitzt und versonnen vor sich hinschaut. Und ich frage mich, wie das wohl zusammenklingen will mit dem ungebärdigen Rhythmus des Krieges, aus dem doch alle kommen, denen dieses weite, lichte Haus gebaut ist, das sie bewohnen. Doch es ist richtig: Wir sind so etwas wie Auszöger des Krieges. Der ist uns davongelaufen. Dieweil wir am Wege liegen blieben mit zerbrochenen Gliedern und gezeichnet von den roten Malen der Wunden. Ein wenig müde sind wir nun wohl. Ein wenig sanfter und gemessener sind unsere Bewegungen — von Schienen, Verbänden, Krücken gebremst. Aber wir sind nicht traurig, und auch nicht resigniert. Wir sind nur eingefangen in jene Stille des Lazarett-

Daseins, in dem Leise, fast unhörbar, die Tage, die Wochen, ja die Monate davonrinnen.

Aber auch das mußten wir erst lernen, und das Lehrgeld war nicht gering. Wer je an der Front aussiel, weiß, was es heißt, aus dem Rausche des Vorwärtsstürmens, aus der Hochspannung des Einsatzes und aus dem Gleichklang der Männergemeinschaft des Krieges plötzlich herausgerissen, auf einmal nicht mehr Herr seines Körpers zu sein, dem alles lachend abzuverlangen eine hohe Lust war. Ich spreche dabei nicht so sehr von den Kameraden, die es wohl traf, die aber im gleichen Augenblick wissen, daß sie in kurzen Wochen wieder bei der Truppe sein werden. Die nur ein Kraker anschlug, ein leichter Fleischschuß umwarf oder eine derbe Prellung. Ich spreche von denen, die es heftiger erwischte, die fühlten, daß das Leben um Haaresbreite dahin war.

Da steht mir jene Mainacht an der Schelbe wieder vor Augen. Eben noch ganz Bewegtheit und federnde Aktion, liegt man plötzlich am Boden, gefällt wie ein Baum. Aus erster Betäubung erwachend, will man auf. Eine rasende Wut fällt über einen her: Es geht nicht. Die Schulter ist wie Brei, neben ihr liegt wie ein Fremdes der Arm. Der Kopf ist plötzlich ganz leer, die Beine gehorchen nicht. Man bäumt sich auf. Man will es zwingen. Man hat seinen Auftrag. Die Geschütze müssen in Stellung. Man flucht. Man hadert mit Gott und der Welt. Aber der Fluch versichert in Stöhnen. Die Kameraden müssen weiter. Sie betten einen, so gut es geht. Man ist plötzlich allein. Höhnisch grinsend hängen am Himmel die rötlichen Leuchtbomben der feindlichen Flieger. Die sonst so vertraute Nacht hat ein häßliches Gesicht. Soldaten, Fahrzeuge ziehen schattengleich vorüber in die Bereitstellung zum Angriff. Langsam ergibt man sich.

Ein junger Sanitätsfeldat kniet neben mir. Ich kenne weder seinen Namen noch werde ich jemals wissen, wie er aussieht. Aus irgendeinem Hause hat er Betten hergeschleppt und sie über mich und meinen Melker gebreitet, der wachsgelb und still ist. Ich werde den jungen Kameraden mit der süddeutschen Mundart nicht vergessen, der wohl den Aufstand spürt in meiner Brust, und der leise Worte sagt, die stillmachen sollen. Aus diesem jungen Menschen erfahre ich jene seltsame Zärtlichkeit unter Männern, die wohl nur bei Kameraden und auf dem Gefechtsfelde möglich ist, eine Zärtlichkeit, die mich selbst einst in Polen ergriff, als ich mich an der Kirche Jezow über den zu Tode getroffenen Freund beugte.

Langsam, — über die Stationen des Hauptverbandplatzes, des Feld- und Kriegslazarettes entgleitet man dem Kriege. Man ist zu stumpf, um noch viel zu denken, — zu müde, um sich noch aufzubauen. Man ist nun sehr weit weg. Wie durch einen grauen Vorhang sieht man die Ärzte, die sich um einen bemühen, um einen der vielen, die in langen Reihen auf ihren Bahren liegen. Nun ist man einbezogen in das geschulte Räderwerk der Sanitätsdienste, ein Werkstück, das sich wie auf einem laufenden Bande weiterschiebt. Man ist ganz Kreatur, ergeben in das Unvermeidliche, ausgenommen aus dem Gefunden, und schließlich nur noch erfüllt von dem Verlangen, daß die schmerzhaften Stöße des Sanka aufhören möchten, daß irgendwo ein Bett bereit sei, weiß, kühl und in einem stillen Raum. Und wenn möglich in einem Lazarett in der Heimat.

Dort aber tut sich dann eine neue Welt auf. Man ist aus dem Krieg gekommen, aus männlichem Bereich. Und hier sind auf einmal Frauen, und

das Vaterland zeigt sich von seiner mütterlichen Seite. Man begreift, daß es einen tiefen Sinn hat, daß in den Lazaretten Schwestern pflegen. Nicht als ob das nicht auch Männer vermöchten. Ich war in den Händen von Pflögern, die ihnen das Wasser hätten reichen können: der westfälische Gießereiarbeiter, der mich ins Bad hob, — mit welcher Behutsamkeit ließ er mich in die Wanne gleiten, wie sanft verstand er die Abduktionschiene zu lösen und mich aufzufangen, als der plötzlich veränderte Kreislauf des Blutes einen Kollaps zur Folge hatte! Aber das Mütterliche der Pflege, — das ist doch Sache der Frauen, der vielgeübten, gütigen Schwestern vom Roten Kreuz, der beflissenen Helferinnen in ihren rührenden Waschkleidchen, die mit einer kleinen Befangenheit und einer um so leidenschaftlicheren Passion die mancherlei Handreichungen tun, deren der so hilflos und um so dankbarer Gewordene bedarf.

Eines Tages weitet sich dann die Schwesterliche Welt wieder ganz zur Welt der Frauen. Eines Tages öffnet sich die Tür, und die Mutter, die Frau tritt herein, die Braut, die Geliebte, die Freundin. Und überhaupt: die Mädchen. Wie viele von ihnen reisen in dieser Kriegszeit quer durch das ganze große Reich, nur um ein paar Stunden an einem Lazarettbett zu sitzen? Blumen in der Hand gleiten sie zögernd ins Zimmer. Alle haben sie in diesem Augenblick dasselbe gewollt tapfere Gesicht, das ein tiefes Erschrecken zu verbergen sucht und sich müht, verstoßene Tränen mit etwas gewaltsamer Fröhlichkeit zu überdecken. Das Weiß der Verbände, die Ungetüme der Schienen, das etwas schmal gewordene Gesicht lassen ihre Herzen einen Augenblick stillstehen, bis guter Zuspruch sie davon überzeugt, daß das alles meist viel schlimmer aussieht, als es in Wirklichkeit ist, und daß es fast immer wieder gut wird.

Dann geht ein kleines Leuchten über das versorgte Antlitz. Es überblendet die böse Spanne, die zwischen der ersten Nachricht: Er ist verwundet! und diesem Augenblick liegt. Plötzlich wird alles wieder heller. Und wer wollte den Frauen verargen, daß sie sich freudig dem Gedanken hingeben: Er ist aus der Gefahrenzone heraus, und wenn auch getroffen und beschädigt, liegt er hier vor mir geborgen in diesem Bett. Der Krieg ist vorerst für ihn vorüber. Und er lebt! Er lebt!

Die Frauen tun gut, solches nur zu denken. Denn sagen dürfen sie einem Soldaten so etwas nicht. Für den folgen nämlich jetzt, sofern er nicht allzu schwach ist, von neuem Wochen, in denen er im Kampfe liegt mit dem Loos des Verwundeten-, Hilflos- und Auf-andere-Angewiesenseins. Mit Macht suchen die Gedanken die alte Heimat des Krieges, und das Heimweh nach der Truppe und den Kameraden greift ihm ans Herz. Von all dem getrennt, abgeschnitten, entfernt zu sein, ist ein tiefer Kummer. Die Feldpost ist langsam, wenn Armeen durch fremde Länder stürmen. Man weiß nicht, wie der Angriff verlief, zu dem man nicht mehr kam. Wo steht die Abteilung jetzt? Wo die Kompanie? Wer wurde verwundet, wer fiel? Die Siegesberichte, die der Lautsprecher ausschüttet, wirken nur halbe Freude. Man ist nicht mehr dabei. Man ist wie ein Vogel, der aus dem Nest fiel.

Wie gut ist es da, daß die festen Ordnungen des Lazaretts und ihr besänftigendes Gleichmaß diese Wochen der Krise und des Aufbegehrens lautlos verschlucken. Man lernt, daß Gesundwerden auch eine Arbeit und eine Aufgabe ist, nicht immer eine ganz leichte. Man beginnt wichtig zu

nehmen, was wirklich wichtig genommen werden muß. Jeder Tag hat seinen vorbestimmten Lauf und oft auch die Nacht, wenn Fliegeralarm, als des Krieges verebbende Welle, durch die Flure schallt. Das fröhliche „Guten Morgen“ der Schwester eröffnet den Tag. Der Fiebermesser folgt und die anfangs ach so unbeholfene Morgentoilette. Der Barbier klopft an — welsch ein Fest war es, als zum erstenmal das Selbststrajieren und auch mit der linken Hand der Scheitel gelang! Das Frühstück aus den Händen der hübschen Helferin. Die gestrengen Säuren der Visiten. Verbandswechsel einmal mit mehr, einmal mit weniger Schmerzen. Der Sanitätssoldat, der die täglichen Zigaretten, die Post, die Zeitung bringt. Ein Liebesgabenpaket von unbekannter Hand und mit dem Reiz des Rätjelratens, wenn man sich bei irgendeiner Adresse dafür bedankt. Das frühe Mittagessen und der Nachmittagschlaf, Besuchsstunde und Siesta auf dem sonnigen Balkon. Ein kleiner Schwatz mit der Schwester, dem Zimmernachbarn, der Frau eines Kameraden. Die Röntgenstation, der scharfe Ätthergeruch der Markose und das selige Entgleiten in den Evipan-Rausch. Massage von Wasser und Hand. Bewegungsübungen mit dem Au! der Schmerzgrenze. Die kleinen und großen Rückschläge, die unvermeidlichen. Schreibversuche mit der Linken, die immer besser gelingen. Der Glückstag, da es zum erstenmal wieder mit der Rechten geht. Der Spaziergang im Garten. Der erste Ausflug. Ausgang ins Städtchen, zu Uhle am Markt mit einem prächtigen Umtrunk. Eine kleine Verliebtheit und ein verstoßenes Rendezvous, Menschen, die man fürs Leben gewann. Ein bißchen Klatsch und ein bißchen Reinsfall. Bücher und Zeitschriften und wunderbares Essen. Und ein wenig Kummer über das Bäuchlein, das sich runden will vom vielen Nichtstun und allzu großen Verwöhntwerden. Ein Tag mit Schmerzen und Das-sich-besser-Fühlen am anderen. Das „Gute Nacht“ am Abend, der Schlastrunk und der Verdunkler. Man sieht, der Tag ist reichlich ausgefüllt. Unmerklich wird er zu Wochen.

Sei gesegnet, turmgekröntes Backsteinschloß auf dem Lazarethhügel über der Wismarer Bucht, das mir nun Heimat wurde seit vielen Wochen. Dein Turm mißt sich mit denen der alten wehrhaften Kirchen der Hansestadt. Die gotischen Giebel der Bürger- und Speicherhäuser schauen zu dir herauf. Vom Hasen her prangen massig die steilen Wände der Silos. In der Ferne verliert sich der Blick über Bucht und Meer und die grüne Insel Poel. Unter dem Luftwaffen-Adler schreitet man durch den Eingang, das schwarz-weiß-silberne Treppenhaus hinauf. Schöne Ölbilder zieren die weißgrauen Terrazzo-Wände, und die Hand gleitet das wohlgeschmiedete Leichtmetallgeländer entlang. Die Zimmer sind voller Licht und Luft und das mancherorts so grelle Krankenhaus-Weiß wohltuend gedämpft. Pieper- und Hanfstängeldrucke, Radierungen, Holzschnitte und Großphotos zieren in gepflegter Auswahl die Wände. Blumen im Garten, in allen Räumen, und zwischen den Heilpflanzenbeeten sieht man bisweilen den Stabsapotheker bedächtig einherstapfen.

12 000 Mark, wenn es hoch kommt, 15 000 Mark kostet sonst ein Krankenhaus, so sagt man, umgerechnet auf das einzelne Krankenbett. Hier sind's weit mehr. Am deutschen Soldaten wird nicht gespart. So ist dieses Haus ein Märchen von Schönheit und Zweckmäßigkeit; fast eine kleine Stadt zu nennen. Die Bäderabteilung des Lazaretts braucht den Vergleich mit Weltkurorten nicht zu scheuen. Für alle Disziplinen steht ein Spezialist zur Ver-

fügung. Klinik reiht sich an Klinik, Station an Station. Das Vollkommenste vom Vollkommenen sind die Operationsäle, die Tagesräume gemütliche Bleiben. Wie ein Uhrwerk schnurren die Tagesläufe ab, und über allem waltet in gütiger Strenge der Chefarzt, dem die Luftwaffe dieses große Kleinode zu Lehen gab.

Es ist ein warmer Sommerabend heute. Der Weststurm hat sich gelegt. Der Regen ist verstiegt. An der Liegewiese brennen die Dahlien. Ich gehe die feuchten Wege entlang, neben mir der Leutnant aus Essen, der vor Lillehammer ein Bein verlor, und der Pilotoffizier, dem ein Bombensplitter in Stavanger den Oberschenkel zerriß und das Knie lahmlegte. Am Arm eines Kameraden tastet sich einer vorbei, dem eine Bombe das Augenlicht verdunkelt hat. Im Vorübergehen höre ich jagen: Auch der Führer lag einmal blind im Lazarett und ist doch wieder sehend geworden. Fröhlichen Gelächters, zwei Schwestern einrahmend und mit den Krücken Anflug treibend, humpeln Beinverletzte des Weges. Vom Balkon herab schallt der vergnügte Zuruf eines, der seit Wochen im Streckverband liegt und nun in seinem Rollbett in die Abendsonne geschoben worden ist. Aus offenem Fenster tönt Radiomusik, und hoch oben zieht ein Flieger durch das schon fahler gewordene Blau. Die bronzene Statue steht starr mit erhobener Hand, Sinnbild der Kraft und Gesundheit, die uns allen noch fehlt.

Aus unserer Feldpostmappe.

Gefr. Helmut C b e r t (Ufr. 12) schreibt uns:

Ihre freundlichen Zeilen und das „Reich“ als Gruß meiner lieben alten Schule haben mich sehr froh gemacht. Ich danke Ihnen recht herzlich für beides. Ihre Zuschrift erhielt ich gerade an dem Tag, an dem mein Junge mit seiner Mutter zum erstenmal vor unserer lieben Schule stand, von der er durch mich schon allerhand gehört hatte. So band mich dieser Tag in doppelter Weise wieder an Ura! Möge der Tag nicht fern sein, der es uns ermöglicht, in echter Friedenszeit die alten afranischen Bindungen noch enger zu erneuern!

Von den Jüngeren meldet sich unter dem 21. 6. 1940 Gefr. Wolfgang L o r e n z (Ufr. 32) zu Wort:

Einmal jede Woche stellt sich als stiller Gruß Uras die „Wiener Illustrierte“ bei mir ein und zaubert Bilder herbei, die jedesmal einen zarten Vorgeschmack vom nächsten, ach so fernen Urlaub vermitteln. Beim Postempfang werde ich immer gefragt, was das für ein „gemeiner“ Kasten wäre, der mir die Zeitung schickt. Jetzt habe ich es aber allen erklärt, viele wundern sich, daß eine Schule auch nach der Entlassung noch für das geistige Wohl ihrer Zöglinge sorgt, und alle freuen sich mit mir auf die nächste Zeitung und sagen der Schule herzlichen Dank dafür.

Seit fünf Wochen steht unsere Infanterie-Division in Frankreich in vorderster Linie, d. h. „steht“ ist nicht richtig gesagt: wir marschieren Tag und Nacht, drängen dem weichenden Gegner nach, dessen Nachhut sich täglich festsetzt und täglich geworfen wird. Jetzt zeigt sich auch der Erfolg. Der Franzose kann nicht mehr. Ganze Regimenter geben sich gefangen, darunter auch Schwarze. Erst gestern lag ich mitten zwischen Senegalesen im Straßengraben, da wir gemeinsam vor einem französischen j. MG. Deckung nehmen mußten. Die Schwarzen bullerten ihre großen Augen erschrocken hin und her und wurden sichtlich blaß unter der schwarzen Haut. Uns war allerdings unter so viel Afrika auch nicht allzu wohl.

Unser Vormarsch ging so schnell, daß die Zivilbevölkerung nicht mehr fortgebracht werden konnte. Vor allen Türen stehen sie nun und warten halb ängstlich, halb neugierig auf die „Boches“. Und ich (ich gelte bei meinem Zug als Spezialist für Französisch) suche meine reichlich verstaubten französischen Kenntnisse hervor und stopple eine kurze Unterhaltung zusammen. Sprächen die guten Leute griechisch oder gar lateinisch, so ginge das ganz gut, aber ausgerechnet französisch! Das hatten wir immer nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, und da war die Aufmerksamkeit weg. Jetzt hat man den Schaden; für den Spott sorgen die Kameraden. (Im nächsten Unterricht gleich als warnendes Beispiel einzuflechten!)

Seit einigen Tagen liegen wir hier am Dorstrand in Stellung und warten auf eine Division Schwarze, die eingeschlossen sind und irgendwo mal auftauchen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Wir betrachten diese Stellung als eine Art Sommerferien, wenn wir auch unsere müden Glieder auf „hartem Stein“ und nicht im Federbett strecken müssen. Doch das stört mich nicht, die afranischen Matratzen waren auch nicht weicher.

Nicht immer hatten wir ein so ruhiges Leben wie jetzt. Unsere Division war zwar weder in Flandern dabei, noch haben wir den „Toten Mann“ gestürmt oder die Somme überschritten, wir hatten aber nie deutsche Panzer oder Stukas vor uns, dafür aber eine mit tiefen Unterständen und Laufgräben durchzogene Waldwildnis. So standen auch wir zwischen Reims und Verdun in schweren Kämpfen, in die auch die Ferngeschütze beider Festungen mit eingriffen. . . .

Und von Offz. Hans-Werner G e n s i c h e n (Afr. 27) hören wir vom 10. 8. 1940:

Aus Frankreich, da, wo es am tiefsten ist, grüße ich Sie herzlich und mit Ihnen die liebe alte Schule, die an den Altafranern so vorbildlich die pietas praktiziert, die diese eigentlich ihr entgegenbringen sollten. Aber dieser französische Feldzug war herzlich wenig angetan zur Äußerung solcher Gefühle. Nun wäre es allerdings undankbar, wenn man noch länger schweigen wollte. Also danke ich Ihnen und allen Beteiligten herzlich für die Treue, mit der gerade in dieser erregten Zeit das Band zwischen Afrika und den Altafranern wieder fester geknüpft wurde, nicht nur durch den ver-

Der Führer am 8. 11. 1940 in München: Wir sind vorbereitet für die Zukunft wie noch nie zuvor.

trauten Boten, sondern auch durch eine neuartige Betreuung, die wohl jeder Landsler dankbar an sich geschehen läßt — zumal wenn sie, wie heute, auch noch von einem freundlichen Schreiben des Lehrers von einst begleitet ist.

Was soll ich von mir erzählen? Sie werden dieselbe Geschichte, entsprechend abgewandelt, schon des öfteren gehört haben: Einmarsch durch Holland und Belgien, Kämpfe an der Dyle-Linie, um Arras, um Dürenkirchen, in den Ardennen, im Argonnerwald, im Wasgenwald. Die vorgesehene Führerparade in Paris fand nicht statt; die vierzehn Tage aber, die wir darauf warteten, ließen wir nicht ungenützt verstreichen, sondern erlebten die Stadt, so gut es möglich war — denn für die in den Vororten liegenden Truppen war die innere Stadt tabu. Aber was erreicht der Landsler nicht alles mit List und Tücke! — und wozu gibt's in Paris eine Metro, mit der man sicher und unbehelligt unter den gefürchteten Sandsacksperrern auf den Straßen wegfahren kann? Mehr als einmal habe ich dann in der Stadt an das denken müssen, was dem begierig lauschenden Tertianer vor langen Jahren Dr. Vogel über die wunderbare Stadt erzählte. Nun sah man alles mit eigenen Augen — freilich unter anderen Umständen, als man damals hatte ahnen können.

Die Nachricht vom Tod Eberleins hat mich sehr bewegt. Inzwischen, fürchte ich, wird der Tod noch größere Lücken im Jahrgang 27 gerissen haben, und in den anderen Klassen nicht weniger. Uns Lebenden bleibt da nur, sich das Dulce et decorum est immer wieder vorzusagen, oder das *ἡρώσειν ἢ λέγει τοὺς ἀγαθοὺς* und das Christo aus dem alten Afranerspruch, in dem alles seine Lösung findet.

Vorerst aber brennen wir darauf, gegen England zu fahren und den Engländern das heimzuzahlen, was wir ihnen heimzuzahlen haben; denn so will es offenbar unser geschichtlicher Auftrag, dem wir uns nicht entziehen dürfen, ohne ungehorsam zu werden. In Meissen merkt man von den Engländern gewiß nicht viel, hier in Frankreich auch nicht. Mit Ihnen in der Heimat hoffen wir auch darauf, daß der Sieg bald kommt und daß wir uns einmal in einer Zeit des gerechten Friedens in St. Afra wiedersehen.

Von einem eindrucksvollen Erlebnis weiß Gefr. Lothar D ä h l e r (Afr. 32) zu berichten.

Ich war gerade beim Brieffschreiben, da mußten wir antreten und bekamen gesagt, daß unser Musikkorps abkommandiert würde zum Führerhauptquartier. Du wirst Dir vorstellen, wie wir geschrien und getobt haben, wir waren völlig verdrückt. Wir mußten Räder abgeben, Tornister, Verpflegung holen, packen, alles ging drunter und drüber, köstlich! 20 Uhr sollte es fortgehen, alles war bereit, doch die Autos kamen erst ¼ 12 Uhr. ¼ 4 Uhr waren wir da, denn es sind immer gegen 100 Kilometer oder mehr von Paris. Bis ½ 7 Uhr haben wir geschlafen, nun ging es aber los, 7 Uhr war das erste Vorüber. Wir wußten ja noch gar nicht, was los war, nur etwas Großes mußte im Gange sein. Was da alles herumkief, in Uniformen, die man noch nie gesehen hat! Pioniere bauten Eisenbahnschienen, die Organisation Todt sprengte Straßen, Filmapparate, alles wurde sauber gemacht, Hunderte von elektrischen Leitungen gelegt für deutsche Presse, Italien, Ausland, Fernschreibstellen wurden eingerichtet. 7 Uhr war das erste Vorüber mit einer Kompanie vom Führerbegleitbataillon. Die Leute der Kompanie waren alle

ganz ausgelesene große Kerls, wie die erzählten, diese Paradeschritte, phantastisch! Wir haben uns aber auch tüchtig zusammengerissen! Die Doppel, die Stiefel der Männer des Führerbegleitbataillons, alles war unheimlich blank. Und wir, unsere von der Front mitgenommenen Uniformen zerrißen, Delflecken, furchtbar! Um 8 Uhr, als das beendet war, mußten wir auch, was los war: Um 15 Uhr sollten der Führer und die französische Delegation zusammentreffen zur Übergabe der Waffenstillstandsbedingungen, und zwar an derselben Stelle, wo am 11. 11. 1918 dasselbe, nur andersherum, geschehen war. Der Wagen, wo man damals zusammengetroffen war, wurde aus der Halle geholt, wieder an dieselbe Stelle, das eine Denkmal, auf dem der deutsche Adler gestürzt dalag, wurde mit Fahnen verhüllt. Um 10 Uhr war das zweite Vorüber; bis dahin hatten wir Zeit zum Pösen. Nun ging es aber los. So geschwitzt haben wir wohl noch nie. Der Stahlhelm, das Seitengewehr, alles war verrostet; ach, und ich wollte mir so einen schönen Bart wachsen lassen, aber auch der mußte weg. Unsere Uniformen — mit Benzin übergossen haben wir sie fast. 10.30 Uhr war alles in Ordnung. Wir kamen wieder zum Stellplatz. O weh, da standen noch drei Musikkorps, die gaben an, die wollten uns austechen, nun haben wir uns aber auch zusammengenommen. Die paar Reservisten, die wir jetzt dabei haben, haben wir ja uns erst noch ordentlich vorgenommen: Ihr Kerls, macht ja keinen Mist usw. Jetzt holten nun unsere Rivalen das Letzte heraus, stellten alle drei Korps zusammen, nur die größten und besten Leute, die sahen bestimmt fabelhaft aus, im ersten Glied sechs Posaunen, in der Mitte das Glockenspiel, sechs Klarinetten, wir hatten mächtige Angst, daß wir ausgestochen würden. Aber wir haben uns schwer zusammengenommen, der Paradeschritt ganz ruhig, zack, zack, zack, die Instrumentenhaltung ganz einwandfrei! Jetzt war das Vorüber vorbei, jetzt mußten unsere Rivalen zeigen, was sie konnten. Meine Kameraden saßen hangen Herzens bei unseren Autos, ich bekam einen Posten: Am Ende des Erzerzierens sagte der Hauptmann von Blomberg zu unserem Stabsmusikmeister: „Schicken Sie mir einen Mann als Melder, aber einen intelligenten Kerl, er muß dort sitzen, wo lauter hohe Herren herumschwirren, damit Sie gleich bereit sind, wenn etwas sein sollte.“ Und wer wurde bestimmt, ich!! Ich ging zum Hauptmann von Blomberg und konnte nun zusehen, wie unsere Rivalen uns auszustechen versuchten, aber es ist ihnen nicht gelungen, die konnten wieder heimfahren! Nun mußte ich dort mit auf die Wache kommen, der Hauptmann war ganz groß. Ach, war es dort interessant! Generale, Flieger, Marine, Partei, dann die zackigen Leute vom Begleitpersonal, wie das alles schnurppte! Ich bin auch schwer mit auf Draht gegangen!! Nach zehn Minuten: „Der Melder von der Musik!“ „Ich, Herr Hauptmann!“ — Eingespritzt! — „Fahren Sie gleich rüber und sagen Sie, Ihre Musik lebt, sie sollen noch weiter pösen und alles in Ordnung bringen.“ Nun fuhr ich, trotzdem es nur eine Minute zu laufen war. Nun diese Freude, daß wir bleiben konnten, meine Kameraden konnten es gar nicht fassen! Kaum war ich wieder zurück: „Hallo, haben Sie noch Sidel?“ „Nein, Herr Hauptmann.“ „Los, fahren Sie nochmals rüber, hier sind noch sechs Flaschen.“ — Als ich hinkam, hatten die Kameraden immer noch Angst, daß wir nicht bleiben dürften. So ging das nun bis 14.15 Uhr, da war Fertigmachen, 14.45 Uhr Auftreten. Eine Hitze herrschte, schließlich standen wir da, alles blinkte und blitzte, alles bewunderte

und beneidete uns! Auslandspresse erschien. Einmarsch. „Rührt euch!“ Aber keine Bewegung! Aus der Ferne: „Der Führer kommt!“ Nun ertönten die Kommandos, alles klappte fabelhaft. Präsentiermarsch; ganz langsam kam der Führer, vier Meter kaum vor uns, mit ihm Raeder, Brauchitsch, Keitel, Hess, Ribbentrop u. a. Herrlich der Führer! Als ich ihn das letzte Mal sah, erschien er mir so blaß, und diesmal ganz prima, und die strahlenden blauen Augen! Diese Gedanken, die einen in diesem Moment bewegen: das ist der Mann, der all das Große schuf, was muß das für ein Mensch sein! Göring lächelte, sie grüßten alle die Standarte des Führerbegleitbataillons, Rinos furrten, alles knipfte. Dann gingen sie in den Wagen. Nun dauerte es eine Zeit, die Hitze war furchtbar. Wir standen in glühender Sonne, durften uns nicht rühren, es wurde doch dauernd gefilmt. Dann kamen die französischen Delegierten. Wir standen ganz still, zuckten nicht mit der Wimper; die mußten sich doch wie arme Sünder vorgekommen sein. Sechs Mann hoch, zwei Generale von uns waren dabei. Der Führer mit seinem Gefolge war so ruhig und vornehm geschritten, die Franzosen trippelten, sahen weder nach rechts noch links, liefen viel schlampiger, grüßten aber auch die Standarte. Nach 20 Minuten ungefähr kam der Führer zurück. „Stillgestanden!“ Es wurde gemeldet. Wir spielten die Hymnen, und der Führer ging langsam, ganz langsam vorbei, sah uns auch ganz lange an, herrlich, die blauen Augen! Dann fuhr er unter Sieg-Heil-Rufen fort, wir warteten noch, dann guckten wir uns auch mal an nach den großen Momenten. Wir spielten noch „Im Paradeschritt“ und „Preußens Gloria“, wurden wieder schwer gefilmt. Dann ging es wieder fort. Es war noch großer Betrieb, Autos, Offiziere, Presse. Als wir eine halbe Stunde gefahren waren, kam der Führer nochmals vorbei, es war noch alles abgesperrt. Diesmal brauchten wir nicht wie die toten Männer dazustehen, diesmal haben wir „gebrüllt“. — Nun wirkt das herrliche Erleben in uns fort, unvergessen wird es uns immer bleiben!

Den Schluß bilde ein Gruß des Leutnants Eberhart I l b e r g (Afr. 32) aus Frankreich, geschrieben den 26. 7. 1940:

Gruß an die Heimat!

In einem Schloß mitten im Wald und Feld liege ich nun schon seit Tagen mit meinem Zuge als Besatzung, und wir werden wohl auch noch viele Tage, vielleicht Wochen, vielleicht Monate hier liegen bleiben, jedenfalls haben wir uns darauf eingerichtet. Als wir kamen, da sah es hier aus wie in einer Rumpellammer, sämtliche Handwerker wurden eingesetzt, und mit preussischer Gründlichkeit begann ein emsiges Arbeiten, tagaus, tagein, bis wir fertig waren. — Nun ist es so weit, daß wir uns wohl fühlen können, so mag das Schloß ausgelesen haben, ehe der Krieg auch in diese Einsamkeit kam, das Schloß und der Park, vielleicht sieht es auch jetzt noch besser aus. Jedenfalls gefällt es uns.

Wie war das noch vor wenigen Wochen? An manchen Abenden sitze ich mit meinen Männern am Kamin, dann kann es geschehen, daß man über die alten Erlebnisse zu sprechen beginnt, aber auch dann meist nur ganz kurz, gleichsam um eben nur die Gedanken irgendwohin zu lenken. Jeder „war ja dabei“, und mit dem Worte „Dünkirchen“ oder „Schelde“ oder „Löwen“ verbindet sich für jeden die gleiche Erinnerung.

Oder ich sitze in meinem Zimmer und blättere in jenem Buche, das mein Tagebuch werden sollte, in dem aber nur einzelne Worte stehen, für keinen begreiflich außer mir; man hatte ja niemals Zeit, irgendwelche Gedanken niederzuschreiben. So ersteht dann aus diesen Worten für mich nochmals das Ganze. Man muß sich oft damit beschäftigen, es quält einen sonst, weil man mit dem meisten noch nicht ins Reine gekommen ist. —

Wißt Ihr noch, Ihr alten Freunde jener glücklichen afranischen Zeit, wie wir im Park auf irgendeiner Bank saßen und Probleme wälzten, oder an der Mauer standen und heftig über das Kommende sprachen —, wie uns der Krieg Ahnung war? Und wißt Ihr noch, wie wir uns begeistert bemühten, an unserer Stelle unser Teil zum Aufbau beizutragen? Viel größer und schöner, viel heftiger und gewaltiger ist alles gekommen, und es wird auch in Zukunft vieles gewaltiger und schöner kommen, als wir heute glauben können.

Vielleicht zürnt Ihr mir, wenn Ihr diese Zeilen lest, vielleicht zürne ich mir selbst, wenn ich sie später wieder lese, aber ich wollte einen Gruß schreiben, und mir will nun einmal nichts anderes einfallen.

Wenn wir Auszeichnungen bekamen, dann schämten wir uns immer beinahe, weil jeder andere sie ebenso verdient hatte. Wir haben ja nur unsere Pflicht getan, und also nichts Lobenswertes. Aber eine wunderschöne Anerkennung ist uns zuteil geworden in der Auszeichnung unserer Führer durch den Obersten Befehlshaber im Angesicht des ganzen Volkes.

Der Geist allein hat diesen Feldzug entschieden, unser preußisches Soldatentum, verbunden mit nationalsozialistischer Dynamik, hat uns den Feind werfen lassen. Unsere Generation hat damit an die Männer des großen Krieges ihren Dank abgestattet. Wir haben das Glück gehabt, das Werk jener toten Kameraden von damals vollenden zu dürfen. Und wir werden, wenn es abermals so weit ist, den letzten Strich darunter ziehen. Wir wissen aber auch um die Aufgaben, die nach dem Kriege kommen werden, wir werden immer zu jeder Stunde bereit sein, zu schaffen und zu gestalten, jeder an seiner Stelle. Und jene Fahne, die wir jetzt gläubigen und glücklichen Herzens über unseren Lagern aufgezogen haben, sie wird in aller Zukunft über uns wehen. So haben wir es gelobt, als wir in Langemard standen. So denken wir alle hier draußen, ohne Ausnahme, und so grüßen wir die Heimat.

Wir Afraner erleben Frontberichte.

Der Krieg brach aus, und alle wollten wir ins Feld, doch gefühllose Männer im Wehrbezirkskommando gaben uns keinen Wehrpaß. Wir mußten aber keine deutschen Jungen sein, wenn wir nicht die gewaltigen Taten unserer Wehrmacht, das unaufhaltsame Vorwärtsdringen unserer tapferen Soldaten aus tiefstem Herzen und lodrender Begeisterung auch hier in der Schule miterleben wollten. Aber wie tun wir das? Dies soll der kurze Bericht zeigen. Ein 1. Beispiel: 17.30 Uhr geheiligtes Studieren, deshalb tiefste Stille in der Stube. Einer zeichnet gerade fein säuberlich für den

Geschichtsunterricht eine Karte mit den Stoffrichtungen des deutschen Heeres. Da fliegt plötzlich die Tür auf: Sondermeldung wird erwartet! — Vorbei ist es mit der Stille, vorbei mit dem Arbeitseifer. Alles ist in großer Spannung, und als endlich die ersehnte Sondermeldung kommt, da stürmt es durch die Gänge hin nach Stube 5, 6, 7, 8 und 10, denn hier tönen Rundfunkempfänger. Und während noch im Sendehaus eine Platte das „Frankreich-Lied“ spielt, weiß es die ganze Schule: Paris genommen, die Schweizer Grenze erreicht, der Waffenstillstand geschlossen, und so weiter, und so weiter. Nun beginnt ein reges Leben. Einige haben die Meldung nachstenographiert und hängen sie nun aus. Andere wieder eilen zu ihren Schränken. Die Nadeln auf den Karten rutschen mitten ins Herz der genommenen Stadt. Eifrig wird jetzt über neue Möglichkeiten und Tatsachen debattiert.

Und nun ein anderes Bild: 14 Uhr, Nachrichten! Vor den Rundfunkgeräten drängen sich und lauschen die glücklichen Besitzer und ihre Gäste. Oh! das Radio spielt jetzt eine große Rolle auf Astra. Haben doch verschiedene Stuben richtige Verträge über das Abhören der Nachrichten geschlossen. In besonders erregten Zeiten saß Tag und Nacht eine Radio- und Telephonwache in der Hausmeisterloge.

Und schließlich noch einmal ein Blick in unser afranisches Leben: Es ist gerade eine Pause am Morgen. Vor dem Brett, wo die Zeitungen ausgehängt werden, sammelt sich eine große Schar. „Was haben wir jetzt?“ „Geschichte, da sprechen wir wieder über die neuesten Ereignisse.“ . . . In der Klasse hängt auch eine Karte von Frankreich, und nicht selten entbrennt hier der Streit, ob diese oder jene Nadel weiter vor gehöre, ob dieser Ort schon genommen sei oder dort sich ein eingeschlossener Raum befände. Dann wird der Lehrer gefragt und der Streit entschieden, obgleich der letztere beteuert, auch nicht allwissend zu sein. Aber auch vieles andere wollen wir wissen. Wie stark die englische oder die italienische Wehrmacht ist, wie sich Amerika verhält oder was Herr Churchill in seiner letzten Rede gesagt hat. Vor allem in den ersten Stunden bestürmen wir den Lehrer, ob während der Nacht Sondermeldungen gekommen sind. Alles müssen wir wissen, unsere Neugier ist unerfättlich. Daß dabei wohl auch noch andere Gründe ein wenig mitspielen, wie z. B., daß die Griechischstunde möglichst kurz werde, sei hier nur angedeutet. An Hand von „Weyer“ und anderen militärischen Büchern und Zeitschriften werden wir so genau wie möglich über das Wehrwesen unterrichtet. Aber nicht nur im Geschichtsunterricht, der dazu ganze Stunden einräumt, sondern auch in Mathematik, Chemie, Physik und Erdkunde wird uns das große Geschehen nahegebracht. In Mathematik errechnen wir den Bombenabwurf, in Chemie erklärt der Lehrer die verheerende Wirkung der Kampfgase, und im Physikunterricht besprechen wir im Rahmen der Wurflehre die Geschosbahnen. In Erdkunde endlich zeigen sich uns im Lichtbild die Stätten, wo deutsche Truppen gefochten und gesiegt haben; auf der Karte suchen wir die natürlichen Hindernisse, die sich dem deutschen Vormarsch entgegenstellen, und anderes mehr. Das lehrt uns erst die Heeresberichte richtig verstehen. Auch für das Studieren bekommen wir Aufgaben, die sich mit den Erfolgen unserer Wehrmacht beschäftigen, so z. B. Karten zu zeichnen oder ein Kriegstagebuch zu führen.

Daß wir aber auch von uns selbst aus reges Interesse am Zeitgeschehen nehmen, das zeigen die vielen Gespräche vom Heeresbericht, von Frankreich

und England, von Politik, Flugzeugtypen und Schnellbooten, die auf den endlosen Streichgängen im Zwinger geführt werden. — Das wirkliche Gesicht der Front aber sehen wir in den Wochenschauen, die wir gemeinsam besuchen, oder wir hören Berichte von Altafranern, deren Briefe in besonderen Feldpoststunden vorgelesen werden. — Böse Zungen könnten nun unsere Debatten Stammtisch-Strategie nennen, der es nie schnell genug gehen kann trotz aller Erfolge. Das jedoch ist falsch! Möchten wir doch so gerne Soldaten sein; da uns das verjagt ist, erleben wir nun alles mit ganzem Herzen mit. Es wäre ja auch schlimm, wenn wir heutzutage auf dem Mond lebten! Hurrapatrioten sind wir nun wiederum auch nicht, die vor lauter Jubel die Wirklichkeit und den Ernst der Zeit vergessen.

So gehen wir heute mit dem großen Zeiterleben mit, behandeln in regem Gedankenaustausch politische und militärische Tagesfragen und erleben tief innerlich die große Umwälzung der Welt. Sehnsüchtig aber erwarten wir die Zeit, wo wir selbst unsere Kräfte aktiv einsetzen können für unseren Führer, unser Volk und unser Großdeutsches Vaterland.

Wolfgang Bretschneider, Kl. 6.

Alfraner im Hilfsdienst.

(Große Ferien 1940)

Den Berichten aus den großen Ferien mag das Zeugnis vorangestellt werden, daß die Jungen mit gutem Erfolge und erfreulichem Eifer sich der Landarbeit und anderen Diensten gewidmet haben. Es ist naturgemäß, daß die Zehnjährigen weniger eingesetzt werden konnten als die älteren Kameraden, daß die Jungen aus dem Erzgebirge weniger helfen konnten als die aus dem Flachland. Wenn aber in einer Klasse von 27 Jungen 21 in der Landwirtschaft, 5 an anderen Stellen, zwei, drei, auch fünf Wochen verbracht haben und ihre Tätigkeit durch die Zeugnisse der Betriebsführer unter Beweis stellten, so ist das ein schönes Zeichen jugendlicher Hilfsbereitschaft. Einige Zeugnisse sollen hier abgedruckt werden ohne Namensnennung, denn es ist oft nur ein Zufall, daß der eine Betriebsführer ausführlicher schreibt als der andere.

Ein Schüler der Kl. 7 hat seine ganzen Ferien als Postfacharbeiter in Dresden verbracht, ist als Briefträger treppauf und treppab gewandert und hat so diese anstrengende Arbeit kennengelernt. Ein anderer hat 14 Tage in einer Werkstatt einen Lehrling ersetzt und durch diese wertvolle Hilfe dem Lehrling einen Urlaub verschafft, ein Dritter war vier Wochen bei einem Wirtschaftsamt tätig, und der Landrat bescheinigt, daß er sich in dieser Zeit als eine brauchbare Kraft erwiesen habe. „Er hat die ihm übertragenen Arbeiten mit viel Fleiß und mit einer Gewissenhaftigkeit erledigt, die ganz besonders anzuerkennen ist.“ Drei Jungen haben 14 Tage lang in einer NSB.-Kreisamtsleitung ehrenamtlich mitgearbeitet. Der Kreisamtsleiter schreibt darüber: „In dieser Zeit hat sich als unbedingt zuverlässig und einwandfrei bewährt. Er hatte mit allen Mitarbeitern das beste kamerad-

schaftliche Verhältnis. Seine geleisteten Dienste in der NSB.-Kreisamtsleitung sind um so mehr anerkennenswert, als sich gern und freiwillig zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt hat. Er war fleißig, und dank seiner besonderen Auffassungsgabe hat er die ihm gestellten Aufgaben bestens erfüllt. Ich danke für die freudige Mitarbeit und wünsche ihm alles Gute und die besten Erfolge auf dem Wege in die Zukunft.“ Einige Jungen aus Kl. 8 haben als Hilfsarbeiter in Betrieben Verwendung gefunden. Ja, ein Junge aus Kl. 5 hat in einer Heeres-Munitionsanstalt 5½ Wochen gearbeitet. Auch schon Jungen aus Kl. 4 haben mit ihren älteren Kameraden gewetteifert, und eine Papierfabrik bestätigt einem von ihnen, daß er 269 Arbeitsstunden abgeleistet habe; sie schreibt: „Sein freiwilliger Arbeits-einsatz während der Schulferien ist insofern des so erheblichen Arbeitskräftemangels im Kriege besonders anerkennenswert. war sehr fleißig und willig und verrichtete dieselben Arbeiten wie ein gleichaltriger jugendlicher Papierfabrikarbeiter zu unserer vollen Zufriedenheit. Er zeigte stets ein ge-fittetes, kameradschaftliches, in jeder Beziehung einwandfreies Betragen.“

Ebenso wird denen, die in der Landwirtschaft waren, volles Lob gespendet; so heißt es in einem Zeugnis: „Er war während dieser Zeit äußerst höflich und lieb und hat die ihm übertragenen Arbeiten zu meiner größten Zufriedenheit ausgeführt. Wir haben ihn alle liebgewonnen und wünschen ihm ein von Gott gesegnetes Fortkommen.“ Oder in einem anderen Zeugnis wird gesagt, daß der Junge an jedem Arbeitstage von früh bis spät mit Eifer und gutem Fleiße seinem Bauern geholfen habe. Es bedeuten diese Arbeitswochen, die auch im verringerten Maßstabe in den Herbstferien bei vielen Schülern sich wiederholten, eine wertvolle Bereicherung für den Jungen selbst und ein ehrenvolles Zeugnis für die Schule.

Dr. Hansen.

Ferieneinsatz bei der Deutschen Reichspost.

Bei Ferienbeginn meldete ich mich bei der Deutschen Reichspost als Aushilfskraft für sieben Wochen. In dieser Zeit hatte ich genügend Gelegenheit, den gesamten Postbetrieb von A bis Z kennenzulernen. In den ersten 14 Tagen wurde ich mit dem Zustellerdienst vertraut gemacht. Schon ½6 Uhr früh begann meine Arbeit mit dem sorgfältigen Sortieren der Post. Dar-nach legte ich mir meine Tour, die ich an diesem Tage zu gehen hatte, genau straßen-, häuser- und etagenweise zurecht, um bei der Zustellung der Briefe möglichst wenig Zeit zu verlieren. Diese Arbeit mußte bis 7 Uhr beendet sein, dann ging es hinaus ins Freie. Meistens hatte ich eine Viertelstunde Anmarschweg, ehe ich das erste Haus meines Bezirkes erreichte. Nun hieß es, schnell die Post loswerden. Dabei durfte sie aber nicht an die falsche Adresse geraten, denn da hätte es Zigarren über Zigarren gegeben. Brief-kastenklappe auf — Post hinein — klingeln, und weiter ging es, treppauf, treppab, immer wieder dasselbe Lied. Bis man dann endlich das letzte Treppenhaus erstiegen und die letzte Karte hat fallen lassen. Jetzt hieß es, nur noch schnell ins Amt zurück: Tasche abliefern, und um 10 Uhr war ge-wöhnlich der Dienst für den Vormittag beendet. Das Gleiche wiederholte sich nachmittags in der Zeit von 1 Uhr bis 4 Uhr. Rund 3000 Treppenstufen waren an jedem Tag zu erklimmen. Für untrainierte Beinmuskulaturen

war das natürlich kein Vergnügen. Aber der Mensch gewöhnt sich ja an alles und so eben auch ans Treppensteigen.

In den nächsten fünf Wochen mußte ich an vielen anderen Stellen einspringen, um etwa einen plötzlich Erkrankten oder einen in Urlaub Gegangenen zu ersetzen. So war ich mehr als eine Woche als Packer bei den Kursen Bodenbach und Berlin tätig. Hier bestand nun meine Aufgabe darin, Briefe, Langholz (das sind Briefe großen Formates, Muster ohne Wert, Beutel, Probefendungen usw.), Knüppel (Päckchen) heranzuholen und sie in die Streckenbunde für den Gepäckwagen der Eisenbahn zu sortieren. Eine bestimmte Zeit vor Abgang des Zuges wurden die Beutel (vom Volksmund „Säcke“ genannt) geschlossen und dem Fahrstuhlführer übergeben, der sie dann zum Zuge weiterbeförderte. Die Dienststunden selbst lagen sehr verschieden. Allerdings hatte ich auch zweimal in der Woche Nachtdienst von 20 Uhr bis 4.30 Uhr zu verrichten. Die wöchentlichen 51 Arbeitsstunden blieben jedoch dieselben.

In der darauffolgenden Zeit wurde ich als Helfer bei der Paketannahme verwendet. Ich nahm dem Publikum die Pakete ab, frankierte und stempelte sie und klebte die Nummernscheine darauf. Darnach kamen sie, je nach Adresse, in die dafür bestimmte Packkammer, von wo aus sie am Abend in die Postautos verladen wurden. Zum Schluß lernte ich noch den Dienst der sogenannten Kastenleerer kennen. Genau auf die dafür bestimmte Zeit setzte ich mich auf das rote Postrad mit der großen Tasche auf dem Lenkstangen-gepäckträger und fuhr meinen Bezirk ab. Sorgfältig wurde nun jeder Briefkasten geleert, und mit dickgefüllter Beutetasche fuhr ich wieder ins Amt zurück.

Sieben Wochen Ferien! Eine gewaltig lange Zeit, wird mancher denken, aber für einen, der arbeitet, verfliegt sie wie der Wind. So ging es auch mir. Durch die immer wieder neuen Aufgaben, mit denen ich vertraut gemacht wurde, verging ein Tag schneller als der andere. Wie schnell kam jedesmal der Freitag heran, an dem der verdiente Lohn ausgezahlt wurde! Und wie bald war die letzte Woche verstrichen!

Heinz Grösel, Kl. 7.

Von meinem Ferieneinsatz in einer Papierfabrik.

Am ersten Ferien-Sonnabend meldete ich mich im Büro der Papier-schleifereien Grünhainichen. Ich wurde dort etwas befragt, und schließlich hieß es: „Ja! Sie melden sich am Montag 7 Uhr bei Meister Schubert auf dem Papieraal!“ Überglücklich schwang ich mich auf mein Rad und raste heim. Der Montag kann kommen! — Rrrrr! Ich fuhr hoch aus meinen Träumen: „Was ist denn?“ „Ah“, schoß es mir durch den Sinn, „heute mußt du anfangen zu arbeiten!“ Ich sprang aus dem Bett, fuhr in alle nötigen und unnötigen Kleider — ich war ja bei meiner Großmutter —, aß hastig und stürmte davon. Aus Angst vor dem Zuspätkommen bin ich schon um 6 Uhr gegangen. $\frac{3}{4}$ vor 7 Uhr war ich da. Ich trat durch eine

Der Führer am 8. 11. 1940 in München: Ich habe einen Entschluß gefaßt: Entweder wir sind gar keine Soldaten mehr — oder wir sind die ersten der Welt.

Seitenpforte ein. Heißer Dampf schlug mir entgegen. „Aha, das ist Maschine 4, wo das Papier für den Rollenboden läuft. Gut ist, daß der Onkel dir alles schon erklärt hat!“ Ich fragte einen Arbeiter nach Herrn Schubert. „Zwei Treppen höher!“ war die Antwort. Endlich war ich am Ziel. Der einzige Arbeiter, der dort war, sagte: „Bist du der Neue? Dort ist dein Schrank, zieh' dich um!“ Als ich fertig war, nahm mich der Arbeiter bei der Hand und zog mich fort. Er erklärte: „Nun zum Meister!“ Er führte mich, an vielen Maschinen vorbei, die mir unbekannt waren, in den Papier-saal hinein. Ich erschrak, denn dort waren nicht weniger als 26 Mädels im Alter von 16 bis 60 Jahren beschäftigt. Endlich stand ich vor dem Meister. Er teilte mich nach der Begrüßung dem Rollenpacker zu, der mich begleitete. Nun ging die Arbeit los. Täglich wurden von uns zweien etwa 100 Rollen zu 300 kg gepackt. Das sind 180 000 kg in einer Woche und etwa 1 000 000 kg in den $5\frac{1}{2}$ Wochen meiner Arbeitszeit. Dabei gab es noch verschiedene Arten von Packungen. Bei Bretterpackung wurde das „Röllchen“ auf zwei Bohlen geschoben, zwischen denen ein Lederriemen lag. Dann wurden Bretter auf die Bohlen gelegt und der Riemen mit den Brettern um die Rolle herumgezogen, daß sie wie in einem Faß steckte. Zuletzt wurde noch Bandeisen um die Rolle gezurrt, der Riemen abgemacht und die „Tonne“ fortgerollt. „Die nächste, bitte!“

Die Pausen waren die schönsten Minuten des Tages, denn da setzte ich mich in ein Bremserhäuschen eines Eisenbahnwagens auf dem Bahnhof und ließ mich mit rangieren. Schon war fast eine Woche herum, und in jeder Woche gibt es einen Freitag. Sonst ging die Zeit schnell vorbei, aber Freitags kamen mir die Minuten wie Stunden vor. Zwar sagte der Meister immer, er wüßte nie, wo die Zeit geblieben wäre; ich konnte diese Meinung nicht im geringsten teilen. Na, schließlich wird es jeden Tag einmal $\frac{1}{3}$ Uhr. Mit Herzklopfen trat ich ans Lohnbüro. Strahlend empfing ich meine „Papierchen“. Doch gab es kein Verweilen. Schnell ging es zum Rollenboden. Dort mußte „Meißer Sad“* gepackt werden. Holzfern, Signum, Ablaufpfeil rin und in Packpapier wickeln, hieß es. — Bald waren die $5\frac{1}{2}$ Wochen um. Freudig steckte ich den Abschlußlohn ein mit dem Hintergedanken: „Jetzt kannst du leben!“ Aber daraus wurde nichts, denn Spar-kassenbeamte wollen schließlich auch leben. Zu Hause merkte ich erst, wie müde ich war. Am ersten Tag schlief ich 16 Stunden. Nun hoffe ich, daß die nächsten „Großen“ wieder sieben Wochen dauern, damit ich dann wieder bis zu Michaelis den Großen Mann spielen kann . . .

Rolf G u t e r m u t h, Kl. 4.

Erntehilfe im Warthegau.

Eine Base meiner Mutter wohnt als Rittergutsbesitzerin im Warthegau. Wir waren schon früher oft als Gäste bei ihr gewesen, und so war die Freude riesengroß, als auch in diesem Jahr eine Einladung eintraf. Nur war es diesmal anders als in den früheren Jahren. Damals lebten wir dort

* „Meißer Sad“ ist eine Papierbezeichnung: Meißer ist der Bestimmungsort des Papiers, und Sad heißt, daß das Papier zur Herstellung von Zementspänen verwendet wird.

als Feriengäste, ich durfte reiten, baden, im Wagen fahren, kurz, was ich wollte. Diesmal sollten wir als Fürstenschüler bei der Ernte helfen, und so ging ich als Erntehelfer nach Seeburg. Beim Gut Seeburg liegt ein Dörfchen, wo die Arbeiter, Tagelöhner und auch einige polnische Bauern wohnen. Es liegt im Kreise Schroda.

In den ersten acht Tagen brauchte ich noch nichts zu arbeiten, sondern ich konnte mir erst einmal alles ansehen. Das Gut war 20 Jahre unter polnischer Herrschaft gewesen, und nun war es wieder deutsch. Es hatte sehr unter dem Krieg gelitten, alle Feldscheunen hatten die Polen niedergebrannt. Aber dieses Jahr wurden schon wieder zwei neue errichtet, die viel größere Ausmaße als die alten hatten. Auf einem Vorwerk sah es traurig aus. Die Polen hatten zwei Scheunen und das Beamtenhaus angesteckt. Nachdem sie den Inspektor getötet hatten, hatten sie ihn in sein brennendes Haus geworfen. Ich kannte das freundliche, vom Esen überwachsene Haus von früher her. Aber jetzt: Kahle Wände, verkohlte Balken, eingestürzte Decken, ein halber Ofen, eingefallene Säulen, sie alle zeugten von den Taten der Polen. Gefangene Franzosen und polnische Handwerksleute mußten die beiden Scheunen wieder aufrichten. Das Beamtenhaus soll erst im nächsten Jahr aufgebaut werden.

Die ersten acht Tage verfloßen schnell, und nun rückte der Tag heran, an dem ich mit der Arbeit beginnen sollte. Am Abend vorher erfuhr ich vom Guttsdirektor, daß ich schälen sollte. Ich wußte nicht, was das Schälen ist, und so war ich sehr gespannt, was da kommen sollte. Als ich am anderen Morgen um 6 Uhr auf den Hof kam, herrschte überall reges Leben. Der Inspektor verteilte die Arbeit, und dann führte er mich zur anderen Seite des Hofes und wies mich an, einem Knecht zu folgen. Dieser war zwar ein Pole, konnte aber ganz gut deutsch sprechen und hieß Mielzarek. Der war gerade dabei, seine drei Wallache an einen mittelgroßen Zweischarpflug zu spannen. Dann gab er mir die Zügel und ließ mich ein paar Meter vorwärts fahren. Der Pflug wurde umgekippt und vom Schmied geölt. Nun ging's aufs Feld. Diesmal war es ein Erbsenfeld. Der Knecht zeigte mir, wie ich die Pferde führen mußte. An den Ecken war dies besonders schwer, und ich konnte es erst nach einiger Zeit. Sieben Pflüge arbeiteten auf dem Feld, sie wurden ausschließlich von Polen geführt, die nicht deutsch konnten. Bis zum Vespere mußten wir spiralförmig um das Feld gehen. Es hatte am Tage vorher geregnet, und bei jedem Schritt sackte man tief in den Schlamm ein. Das Unkraut war so hoch, daß es mir bis über die Knie reichte. Während wir nun schälten, überraschte uns ein Regenguß. Dieser wurde aber bald zum Hagel, worauf die Knechte zwischen Pferden, der Vogt und ich aber unter einem dichten Baum Schutz suchten. Aber nur kurz war die Unterbrechung, dann wurde bis 8 Uhr weiter geschält. Um 8 Uhr war Vesper. Wir setzten uns an einen Grabenrand, der das Feld begrenzte. Da Mielzarek mir als Dolmetscher diente, war eine Unterhaltung mit den anderen möglich. Auf diese Weise erfuhr ich, was die Polen während der Kriegszeit erlebt hatten. Schnell verflog die halbe Stunde, und wir schälten bis 12 Uhr ohne Unterbrechung das Feld fertig. Zur Belohnung durfte ich heimreiten. Dort half ich noch abspannen und abschnüren. So schälte ich noch drei Tage bald dieses, bald jenes Feld. Da meinte der Direktor, ich

hätte nun genug geschält, und nahm mich nachmittags mit seinem Wagen mit. Auf dieser Fahrt sah ich, wie auf einem Vorwerk ein Vierscharpflug, von einer Zugmaschine gezogen, arbeitete. Vom Direktor erfuhr ich, daß der Pflug Tag und Nacht arbeite. Ich durfte in dieser Zeit überhaupt öfter mit dem Direktor über die Felder fahren und sah vieles, was mir neu war. Am nächsten Tage durfte ich mit Gerste einfahren, was mir besonders viel Spaß gab. Ich konnte den vollbeladenen vierspännigen Wagen zur Scheune und den leeren wieder zurückfahren. An einem anderen Tage wurde gedroschen. Dabei galt es, eine neue Dreschmaschine einzuweihen, denn die alte war im vergangenen Jahre in einer Scheune mit verbrannt. Diesmal arbeitete ich neben einem anderen Polen: Strogarek. Er sprach fließend deutsch und hatte vor dem Weltkrieg im deutschen Heere gedient. Er war Kutscher von einem großen Wagen mit Gummireifen an den Rädern. Der Wagen glich fast einem Lastwagen-Anhänger und hatte auch dessen Größe. Strogarek vertraute mir oft die Zügel an, und so fuhren wir einmal Bretter, einmal Roggen zur Kleinbahn. Vom Roggen konnte man bei jeder Fuhre gleich 100 Zentner aufladen, die, wegen der guten Federung und der praktischen Räder, zwei Pferde ziehen konnten. Einmal bekam ich den Auftrag, mit Strogarek Ziegel auf ein Vorwerk zum Scheunenbau zu schaffen. Diesmal fuhren wir mit der Feldbahn. Die war in der polnischen Zeit so vernachlässigt, daß Strogarek bei der Abfahrt zu mir sagte, wir würden bestimmt zweimal entgleisen. Und wirklich: wir entgleisten dreimal. Trotzdem brachten wir unsere Ziegel heil und sicher nach dem Vorwerk Ellernsee, wo wir sie abluden. Mit ziegelroten Händen traten wir unsere Heimreise in unserem eleganten 2-PS-Expres an.

So wurde ich in den drei Wochen mal hier, mal dort als Erntehelfer eingesetzt. Eine Menge habe ich gelernt, viel erlebt, viel gesehen. Der Abschied fiel mir schwer, besonders von meinen drei Pferden, die ich so oft geführt hatte. Nun freue ich mich schon wieder aufs nächste Jahr.

Wolfgang Caspari, Kl. 3.

Jakob Burckhardt Gedanken über Geschichtliche Größe*).

Die großen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des Besonderen, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit. Sie resumieren Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen.

In den großen Krisen kulminiert in den großen Individuen zusammen das Bestehende und das Neue. Ihr Wesen bleibt ein wahres Mysterium der Weltgeschichte; ihr Verhältnis zu ihrer Zeit ist ein *ἱερός γάμος* (eine heilige Ehe), vollziehbar fast nur in schrecklichen Zeiten, welche den ein-

* Die nachstehenden Gedanken sind den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ Jakob Burckhardts entnommen, und diese sind das Konzept einer Vorlesung, die Burckhardt zweimal, im Winter 1868 und im Winter 1870/71, gehalten hat.

zigen höchsten Maßstab der Größe geben, und auch allein nur das Bedürfnis nach der Größe haben.

Der große Mensch erscheint in jeder Stellung nicht nur komplett, sondern jede erscheint für ihn sogleich zu klein; er füllt sie nicht bloß aus, sondern er kann sie sprengen! . . . Abnorm ist seine Macht und Leichtigkeit in allen geistigen (und selbst leiblichen) Funktionen, im Erkennen sowohl als im Schaffen, in der Analyse wie in der Synthese. Dazu ist ihm eigen und natürlich die Fähigkeit, sich nach Belieben auf eine Sache zu konzentrieren und dann ebenso zu einer anderen überzugehen. Daher erscheinen ihm die Dinge einfach, während sie uns höchst kompliziert erscheinen und einander gegenseitig stören. Wo wir konfus werden, da wird er erst recht klar.

Völlig klar schaut das große Individuum zwei Hauptsachen: es sieht zunächst überall die wirkliche Lage der Dinge und der möglichen Machtmittel und läßt sich durch keinen bloßen Schein blenden und durch keinen Lärm des Augenblicks betäuben. Von allem Anfang an weiß es, welches die Grundlagen seiner künftigen Macht sein können. Gegenüber Parlamenten, Senaten, Versammlungen, Presse, öffentlicher Meinung weiß es jederzeit, wie weit sie wirkliche Mächte oder bloß Scheinmächte sind, die es dann einfach benützt. Dieselben mögen sich hernach wundern, daß sie bloß Mittel waren, während sie sich für Zwecke hielten. . . . Sodann aber weiß es den Moment des Eingreifens zum voraus, während wir die Sachen erst hernach aus den Zeitungen lernen.

Bloße Kontemplation ist mit einer solchen Anlage unvereinbar; in dieser lebt vor allem wirklicher Wille, sich der Lage zu bemächtigen, und zugleich eine abnorme Willenskraft, welche magischen Zwang um sich verbreitet und alle Elemente der Macht und Herrschaft an sich zieht und sich unterwirft. . . . Es bildet sich die Ahnung der Denkenden, daß das große Individuum da sei, um Dinge zu vollbringen, die nur ihm möglich und dabei notwendig seien. Der Widerspruch in der Nähe wird völlig unmöglich; wer noch widerstehen will, muß außer dem Bereich des Betreffenden, bei seinen Feinden leben und kann ihm nur noch auf dem Schlachtfeld begegnen. . . . So ausgerüstet, tut man dann auch in wenigen Jahren die sogenannte „Arbeit von Jahrhunderten“.

Schicksale von Völkern und Staaten, Richtungen von ganzen Zivilisationen können daran hängen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich der Große dies von 1759 bis 1763 in supremem Grade konnte.

Die Bestimmung der Größe scheint zu sein, daß sie einen Willen vollzieht, der über das Individuelle hinausgeht, und der je nach dem Ausgangspunkt als Wille Gottes, als Wille einer Nation oder Gesamtheit, als Wille eines Zeitalters bezeichnet wird.

Die als Ideale fortlebenden großen Männer haben einen hohen Wert für die Welt und für ihre Nationen insbesondere; sie geben denselben ein Pathos, einen Gegenstand des Enthusiasmus und regen sie bis in

die untersten Schichten intellektuell auf durch das vage Gefühl von Größe; sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum Wiederaufrassen aus zeitweiliger Erniedrigung. Napoleon, mit all dem Unheil, welches er über die Franzosen gebracht, ist dennoch weit überwiegend ein unermeßlich wertvoller Besitz für sie.

Die großen Männer sind zu unserem Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise frei mache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und reflektierendem Geschwätz. Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen, bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glückes.

In einer Zeit:

Da der täuschende Friede jener dreißig Jahre, in welchen wir aufwuchsen, längst gründlich dahin ist und eine Reihe neuer Kriege im Anzug zu sein scheinen,

Da die größten Kulturvölker in ihren politischen Formen schwanken oder in Übergängen begriffen sind,

Da mit der Verbreitung der Bildung und des Verkehrs auch die des Leidensbewußtseins und der Ungeduld sichtlich und rasch zunimmt,

Da die sozialen Einrichtungen durchgängig durch Bewegungen der Erde beunruhigt werden — so vieler anderer angehäufter und unerledigter Krisen nicht zu gedenken —,

Würde es ein wunderbares Schauspiel, freilich auch nicht für zeitgenössische, irdische Wesen sein, dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen, der über all diesen Erscheinungen schwebend und doch mit allen verflochten, sich eine neue Wohnung baut. Wer hievon eine Ahnung hätte, würde des Glückes und Unglückes völlig vergessen und in lauter Sehnsucht nach dieser Erkenntnis dahinleben.

Zusammengestellt von Studienrat Hesse.

Schwarzes Brett.

Lebenslauf des Studienrats Fritz Vogel.

Ich wurde am 10. Juli 1900 in Lommahsch geboren. Von 1915 bis 1921 besuchte ich das Lehrerseminar zu Dschah und war dann vier Jahre als Volksschullehrer tätig. Nachdem ich an der Universität Leipzig Deutsch, Geschichte und Erdkunde studiert hatte, wurde ich 1930 an der Deutschen Oberschule in Plauen i. B. angestellt. 1933 wurde ich an die Staatliche Oberschule für Mädchen in Dresden-Johannstadt versetzt, der ich auch jetzt noch angehöre. Am 1. September 1940 ordnete mich das Ministerium vorübergehend an die Fürstenschule Meißen ab, um zum Wehrdienst einberufene Lehrer zu vertreten.

Stiftungen.

Ein Altafraner erhöhte seine bereits bestehende Stiftung anlässlich seines 70. Geburtstages um 1000 RM. — Univ.-Prof. i. R. Dr. Peter, Ufr. 84, schenkte der Schule 60 RM. aus dem Nachlaß (ersparte Löhning) seines gefallenen Sohnes Reinhard Peter.

Ferner wurden gestiftet 20 RM. von Obergefreiten Kühn, Ufr. 31. Bücher wurden der Schule geschenkt von Regierungsrat Dr. Fraustadt, von den Buchhandlungen Springer und Löwe, ferner vom Wehrbezirkskommando Meißen und dem Luftgaukommando IV Dresden.

Schulstiftungen 1940.

Geldprämien.

Geiersberg-Stiftung	Rönsch, Kl. 8
Kreyßig-Stiftung	Schlesier, Kl. 8
Beyer-Stiftung	Blobel, Kl. 8; Meßner, Kl. 7; Kaspar, Kl. 7
Afranerprämie	Fider, Kl. 7
Afraner-Heldengedächtnis-Stiftung	Dieße, Kl. 7
Dr.-Brückner-Stiftung	Bretschneider I, Kl. 6
Dr.-Kunze-Stiftung	Gnamm, Kl. 8
Göfchen-Stiftung	Heyne, Kl. 8; Gadegaß, Kl. 8; Steger, Kl. 8
Prämien vom Gemeinen Kasten	Wulff, Kl. 7; Tunger, Kl. 5.

Bücherprämien.

Bücherprämien aus der Afrahilfe	Hünich, Kl. 8; Weinert, Kl. 7
Prämie des Jahrgangs 1897	Voigt, Kl. 6
Prämie des Jahrgangs 1912	Löwe, Kl. 8
Prämie des Regierungsrats Dr. Fraustadt	Richter I, Kl. 7
Prämie des Wehrbezirkskommandos	Schaufuß, Kl. 8
Prämie der Buchhandlung Springer	Gottschalk I und II, Kl. 6.

Michaelisprämien 1940.

- a) Für gute wissenschaftliche Leistungen und für Einsatz im Heim erhielten Prämien: Schleßler, Kl. 8; Knabe, Kl. 7; Thürigen, Kl. 4; Robel, Kl. 3; Gründel, Kl. 2.
- b) Für musikalische Leistungen im Dienste der Schule erhielten Prämien: Gnamm, Kl. 8; Hilgenfeld, Kl. 7; Richter I, Kl. 7; Burkhart, Kl. 7; Rönsch, Kl. 8.

Afranische Elternversammlung.

Die Elternversammlung findet voraussichtlich Sonnabend, den 1. Februar, und Sonntag, den 2. Februar, statt. Nähere Mitteilung erfolgt noch.

Afranischer Bote in der Kriegszeit.

Veranlaßt durch eine Anzahl von Anfragen, teilen wir mit, daß der „Afranische Bote“ während der Kriegszeit nur zweimal jährlich erscheinen kann, dafür das einzelne Heft in etwas verstärktem Umfang; als Termin sind Frühjahr und Herbst vorgesehen. Etwaige Verzögerungen im Erscheinen und in der Zustellung bitten wir zu entschuldigen.

Feldpostanschriften von Afranern.

Anderungen in den Feldpostanschriften bitten wir uns mitzuteilen. Die Schule ist besonders dankbar für jede Nachricht, die sie von im Heeresdienst befindlichen Afranern oder über diese erhält.

Familiennachrichten.

Verlobt: Georg Pfeiffer, Ufr. 27, Fliegerhauptmann und Staffelf kapitän in einem Kampfgeschwader, mit Fräulein Rita Zöpfgen aus Stettin-Züllchow, Juli 1940. — Friedrich Wagemann, Ufr. 25, Assessor beim Landratsamt in Luerbach, z. St. im Heeresdienst, mit Fräulein Ursula Beder aus Zittau, 25. 8. 1940. — Gerhard Vettin, Ufr. 32, Ingenieur, Berlin, mit Fräulein Ruth Halant, Glienide (Nordbahn), November 1940.

Vermählt: Fris Conrad, Ufr. 14, Dr. jur., Regierungsrat, mit Fräulein Hedwig Baade, Olsnitz i. B., 4. 6. 1940. — Martin Worm, Ufr. 27, Dr. med., Unterarzt bei der Luftwaffe, mit Fräulein Gertrud Riechow, Greifswald, 8. 6. 1940. — Hans Siegmann, Ufr. 29, Oberleutnant zur See, mit Fräulein Annemarie Helmig, Meißen, 27. 6. 1940. — Gottfried v. Lippe, Ufr. 02, Pfarrer, mit Fräulein Helene Heyer, Mülsen-St. Micheln, 11. 8. 1940. — Heinz Mahlo, Ufr. 25, Dipl.-Ing., mit Fräulein Renata Moras, Saal a. d. Donau, September 1940. — Ursula Tike, Ufr. 26, Dr. med., Sanatorium Herzogshöhe in Bayreuth, mit Herrn Rudolf Bergander, Meißen, 6. 7. 1940. — Martin Jänke, Ufr. 25, Dr. ing., Berlin-Birkenwerder, mit Fräulein Eva Timann, Mai 1940.

Geboren: Ein Sohn: Hans Wolfgang Schöne, Ufr. 22, Dr. jur., Amtsgerichtsrat, Ehrenfriedersdorf, 4. 8. 1940. — Andreas Thierfelder, Ufr. 16, Dr. habil., Universitätsprofessor, Rostock, 9. 9. 1940. — Johannes Müller, Ufr. 23, Hauptmann, kommandiert zum Generalstab.

Eine Tochter: Renate Thieme-Weißgerber, Ufr. 25, Dr. med., Chemnitz, 17. 7. 1940. — Gotthard Scheibe, Ufr. 20, Fabrikbesitzer, Meißen, 21. 7. 1940. — Christian Segnitz, Ufr. 27, Oberleutnant der Luftwaffe, 3. 5. 1940.

Gestorben: Arwed Gilbert, Ufr. 77, Dr. med., Obermedizinalrat, Dresden-Blasewitz, † 29. 4. 1940. — Friedrich Eduard Unger, Ufr. 73, Amtsgerichtsrat i. R., Hainichen, † 14. 5. 1939. — Felix Streit, Ufr. 79, Dr. phil., Oberstudienrat i. R., Dresden, † 21. 8. 1940. — Arnold Streit, Ufr. 81, Dr. jur., Präsident des Obergerichtswahlgerichts i. R., Dresden, † 21. 6. 1940. — Ludwig Tischer, Ufr. 85, Pfarrer i. R., Dresden, † 7. 8. 1940. — Fris von Ziegefar, Ufr. 79, Geh. Kriegsrat i. R., Dresden, † 15. 8. 1940. — Erich Seyfert, Ufr. 05, Dipl.-Ing., Dr. rer. pol., München, † 26. 8. 1939. — Johannes Weber, Ufr. 16, Kapellmeister, Freiberg, † 2. 7. 1940. — Christian Häfelbarth, Ufr. 18, Dr. jur., Rechtsanwalt, Dresden, † 7. 6. 1940. — Joachim Freiherr von Fink, Ufr. 27, † 12. 6. 1940. — Rudolf Görne, Ufr. 27, † 31. 5. 1940. — Hans-Jochen Schulze, Ufr. 31a, † 11. 6. 1940. — Wilhelm Franke, Ufr. 31a, † 20. 5. 1940. — Reinhard Peter, Ufr. 32, † 18. 6. 1940. — Wolfgang Rlinger, Ufr. 33, † 29. 5. 1940. — Richard Lattke, Ufr. 30, † 22. 5. 1940. — Theodor Oljscha, Lehrer an St. Afra 1887—1894, Studiendirektor i. R., Zwidau, † 4. 9. 1940. — Karl Freiherr v. Fink, Ufr. 86, Herr auf Nöthniz, Oberregierungsrat i. R., † 25. 9. 1940. — Max Adler, Ufr. 81, Justizrat, Döbeln, † 30. 9. 1940. — Max Rößler, Ufr. 78, Generalmajor i. R., Dresden, † 9. 10. 1940. — Curt Reinhardt, Dr. phil. jub., Oberstudienrat i. R., Lehrer für Mathematik und Physik an St. Afra Ostern 1886 bis Michaelis 1904, Freiberg, † 12. 10. 1940.

Bestandene Prüfungen: Claus Droop, Ufr. 25, cand. rev. min., 2. theologisches Staatsexamen, Mai 1940. — Gerhard Heilmann, Ufr. 28, Fhj.-Feldwebel im San.-Korps, Medizinisches Staatsexamen, Herbst 1940.

Befördert oder versetzt: Otto Harleß, Ufr. 09, Pfarrer am Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus, Berlin W 35, Lüchowstraße 24/26. — Karl Türk, Ufr. 19, Diplom-Landwirt, Schattenwalde, Post Grenzhäusen, Kreis Ronin, Warthegau. — Alfred Zerbel, Ufr. 18, Major, I. Generalstabsoffizier bei einer Division des Feldheeres, 1. 10. 1940. — Martin Worm, Ufr. 27, Dr. med., Assistenzarzt bei der Luftwaffe. — Claus Droop, Ufr. 25, Pfarvikar an der Paulikirche in Dresden. — Helmut Friedrich, Ufr. 09, Landwirtschaftsrat, Leiter der Landwirtschaftlichen Schule und der Wirtschaftsberatungsstelle Luerbach i. B. — Martin Hiede, Dr. phil., Studienrat an St. Afra, wurde zum Hauptmann befördert. — Gerhard Eichler, Studienassessor an St. Afra Ostern 1930 bis Ostern 1937, Brandingenieur, Wien 141, 21.), Krehgasse 3. — Hans-Georg Frhr. von Trübschler, Ufr. 31, Oberleutnant in einem Infanterie-Regiment.

Sonstiges: Heinrich Heyden, Dr. phil. jub., Oberstudiendirektor i. R., Lehrer an St. Afra Ostern 1895 bis Michaelis 1910, feierte am 13. September 1940 seinen 80. Geburtstag und beging bald darauf das Fest der goldenen Hochzeit. — Friedrich Mäder, Ufr. 74, Dr. phil., Oberschulrat und Oberstudiendirektor i. R., feierte das Fest der goldenen Hochzeit.

Das goldene Treudienstzeichen wurde dem Ufranischen Botenmeister a. D. Karl Hempte, Meißen, Klauenweg 10, das silberne Treudienstzeichen dem Schulwart Otto Hammer verliehen.

Geschäftliche Mitteilungen.

1. Der Ufranische Bote erscheint in der Kriegszeit zweimal jährlich, und zwar im Frühjahr und Herbst des Jahres. Jahresbezug 3.— RM., Einzelheft 1.50 RM. Wegen Nachlieferung von Einzelheften früherer Jahrgänge wende man sich an die Schriftleitung oder an die Verwaltung des Gemeinen Kasten!
2. Denjenigen Herren, die regelmäßige Spender der Ufrasilfe des Herrn Dr. med. Weber sind, liefern wir den Boten als Zeichen der Dankbarkeit unberechnet.
3. Die Eltern unserer Schüler erhalten den Boten unentgeltlich, falls nicht ausdrücklich ein zweites Stück bestellt wird.
4. Geldsendungen an den Gemeinen Kasten:
 - a. Anschrift: Gemeiner Kasten zu St. Afra, Meißen, Fürstenschule.
 - b. Konten: Stadtbank Meißen Nr. 2840,
Postsparkonto Dresden Nr. 113531.
 - c. Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zwecks der Sendung erbeten.
5. Konten des Landesschul- und Prokuraturrentamts:
Stadtbank Meißen Nr. 43 — Postsparkonto Dresden Nr. 30 083.
Konto der Speisewirtschaft der Fürsten- und Landeschule St. Afra:
Stadtbank Meißen Nr. 1202.
Konto der Direktion: Stadtbank Meißen Nr. 4385.
6. Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Anzeigen und Berichte über Ufranerzusammenkünfte sind besonders willkommen.
7. Anschriften, die fehlerhaft und unvollständig waren, bitten wir zu berichtigen,
8. Fernsprecher des Rektors: 3317; des Rentamts: 3436; des Dr. Hansen: 3139.
9. Ansichtskarten. Der Gemeine Kasten verkauft eine Serie neuer Ansichtspostkarten (Kreuzgang, Zwinger, Blick von der Schule) zu 50 Rpf. Es wird gebeten, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen.
10. Das Ufranische Merkbuch ist zur Jahrtausendfeier in 2. Auflage erschienen und kann von Ufranern zum Selbstkostenpreis von 4 RM. zuzüglich 50 Rpf. für Porto und Verpackung durch den Gemeinen Kasten bezogen werden.

Die Schriftleitung

Studienrat Hesse.